

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1923

4. Kulturstufen

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5305)

VIERTES KAPITEL

KULTURSTUFEN

An den Geschehnissen, die in Ilias und Odyssee erzählt sind, haben historische Erinnerungen und geographische Anschauung erheblichen Anteil. Diese Erkenntnis wäre niemals gewonnen worden, wenn nicht zunächst in kulturgeschichtlicher Beziehung die Angaben des Epos eine früher für unmöglich gehaltene Bestätigung gefunden hätten durch die Ausgrabungen, die Schliemann seit 1870 in Troja, später in Mykene, Orchomenos, Tiryns vornahm. Je genauer das Leben der mykenischen Zeit, wie man sie nach dem Hauptfundorte der Überreste zunächst benannte, in Gerät und Waffen, Metall und Töpferware, Kleidung und Schmuck, Handwerk und Kunstübung erkannt wurde, je mehr sich die Einzelheiten zu einem deutlichen Bilde uralter Kultur zusammenschlossen, desto greifbarer meinte man die Übereinstimmung hervortreten zu sehen: das war die Welt — eine Welt der Wirklichkeit —, in der die homerischen Menschen gelebt haben.

Über die Bedeutung des θριγκὸς κυάνοιο (η 87) im Hause des Alkinoos war viel gestritten worden, bis Helbig (HED.² 105) überzeugend nachwies, daß dies eine Verzierung aus blauem Glasfluß oder Smalt gewesen ist, durch den die Farbe des kostbaren Lasursteines nachgeahmt wurde; und was ihm zu dieser Deutung verholten hat, waren die Plättchen aus grünlichem oder bläulichem Smalt, die in Mykene in den Schachtgräbern und anderwärts gefunden sind und durch ihre Gestalt erkennen lassen, daß sie zu einem friesartigen Schmuck, etwa an hölzernen Sarkophagen oder Kasten, gedient haben. In den Waffen und Werkzeugen der vorhistorischen Zeit ist Bronze das herrschende Metall; und dieselbe Stellung nimmt sie bei Homer ein. Ausdrücke wie χαλκεὸν ἔγχος oder ἀκαχμένον ὄζει χαλκῷ mögen zuerst dadurch entstanden sein, daß man die eherne Waffe als Fortschritt gegen die steinerne ansah und rühmen wollte (vgl. S. 235); aber das ist auch die einzige Spur, in der sich bei Homer eine Nachwirkung der Steinzeit äußert. Sicher ist es kein Zufall, daß der Schmied χαλκεύς genannt wird, auch wenn er Gold und Silber bearbeitet. Zu sehen übrigens, wie Bedeutendes gerade hierin die Mykenäer geleistet

hatten, war eine der größten Überraschungen. Selbst der Schild des Achill, obwohl ein Werk der Phantasie, bekam nun doch eine Anknüpfung an die Wirklichkeit: sowohl die Gegenstände, die der Gott dargestellt, wie die Technik, deren er sich bedient haben sollte, entsprachen dem, was wir in einer leider nur so kleinen Probe wieder vor Augen sehen, dem bekannten Bruchstück einer silbernen Schale mit dem Bilde der Verteidigung einer Stadt. Auch die Bewaffnung, die Homer in vielen, und gerade in den anschaulichsten Kampfschilderungen teils beschreibt teils voraussetzt, war im wesentlichen dieselbe, die wir auf Denkmälern der mykenischen Periode finden. Die Darstellungen des Schildes auf der Dolchklinge mit Löwenjagd, auf Ringen und geschnittenen Steinen, und die Stellen an denen Homer von seiner Handhabung spricht, erläutern sich gegenseitig, wie dies zuerst von Helbig (HED. ² 315 ff.), dann genauer von Kluge und Reichel nachgewiesen worden ist.

Aber sind denn Ilias und Odyssee in mykenischer Zeit entstanden? Ihre Verfasser lebten doch Jahrhunderte später und waren Ionier. Sollen wir annehmen, daß sie ein anderes Leben schilderten, als das welches sie selbst kannten? Diese Schwierigkeit hat zuerst Wilamowitz hervor-gehoben (HU. 291 ff.). Indem er das Alter der Schrift bei den Griechen untersuchte, und nachwies daß sie zur Zeit als die Ilias entstand dem ionischen Adel notwendig bekannt gewesen sein müsse, drängte sich ihm das Bedenken auf, wie es denn komme, daß Homer davon nichts erwähne; und er fand »keine andere Lösung als die von Aristarch so »oft« angewendete: daß der Dichter mit Absicht die Sitten der Heroen »von denen seiner Zeit unterscheidet«. Gegen diese Auffassung hat alsbald Studniczka Widerspruch erhoben ²⁾, der zu wenig beachtet worden ist; z. B. nicht von Eduard Meyer, der — im besonderen mit bezug auf die von Homer vorausgesetzten Völkerverhältnisse — dieselbe Ansicht vertrat (GA. II [1893] § 45, 47). Und vielen gilt es heute noch als eine Tatsache, bei der man sich zu beruhigen habe, daß das griechische Epos »von altersher nicht die gesunde Naivetät besessen habe, die Gestalten der Vorwelt schlankweg einzukleiden in das Kostüm der eignen Zeit« ³⁾. Wir müssen die Frage in ihrer allgemeinen Bedeutung gründlich prüfen.

Sollte wirklich auf einer so frühen Stufe der Poesie das Bewußtsein

1) Die Stellen sind gesammelt von Adolph Roemer KrE. (1904) S. 586 ff. (dazu jetzt Ath., besonders S. 324—331); er hat es wahrscheinlich gemacht, daß Aristarchs Bemerkungen über die Sorgfalt, mit der Homer Anachronismen vermeide, durch Vergleichung des epischen Gebrauches mit dem der Tragiker angeregt worden seien. 2) Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht (Abhandlungen des archäol.-epigraph. Seminars in Wien VI, 1886) S. 40. 3) So Immisch, Die innere Entwicklung des griech. Epos (1904) S. 11.

von dem eigenen Tun und die Fähigkeit des Abstrahierens schon so kräftig gewesen sein, daß eine absichtliche Scheidung der Zustände, die man beschrieb, und derer, in denen man selbst lebte, möglich war? Uns Modernen ist diese Kunst, die dem Dichter des Heliand so gut wie den Malern der Renaissance fremd war, allerdings geläufig; sie ist bis zur Künstelei ausgebildet, und diese bereits wieder vielen zur Natur geworden. Aber der Gedanke, daß die Dichter der Ilias eine ähnliche Selbstverleugnung geübt hätten, widerspricht jeder geschichtlichen Analogie. Man erinnere sich nur der Harmlosigkeit, mit der ein im übrigen so überlegt schaffender Dichter wie Shakespeare die Griechen und Römer in seinen Tragödien darstellt. Daß er sie auf den Schlag der Uhr hören und wo es ihm gerade paßt von Brillen, Batterien u. dergl. reden läßt, ist noch das wenigste; die Gedanken, mit denen er sie ausstattet, die Interessen, von denen er sie erfüllt zeigt, sind durchaus die der Engländer seiner Zeit. Und dabei hat er natürlich so gut wie seine Zuschauer gewußt, daß er Ereignisse und Personen einer fernen Vergangenheit vorführte. Dieses Bewußtsein fehlte auch den griechischen Tragikern nicht; und doch ließen sie in die Reden ihrer Personen das einfließen, was sie selbst dachten. Die Bereicherung und Vertiefung des Verständnisses, die hier Wilamowitz verdankt wird, beruht zum guten Teile darin, daß er, zugleich scheidend und verbindend, es unternommen hat, nicht nur die Dichtung eines Euripides sondern auch ein Werk wie die Orestie aus den Zuständen und Strebungen der Zeit zu verstehen, in welcher der Dichter sie schuf. Daß auch Sophokles auf diese Art der Deutung Anspruch hat, auch er mit lebhaftem Sinn die Gegenwart erfaßte und auf sie, durch das was er seine Personen sagen ließ, zu wirken dachte, zeigt schon der Aias, in dem die Feindschaft gegen Sparta zu leidenschaftlichem Ausdrucke kommt, in dessen Parodos bei Schilderung des großen Mannes, den die kleinen anfeinden, offenbar an Perikles gedacht ist (157 ff.). Ein noch stärkeres Beispiel bietet der König Ödipus, wo im zweiten Stasimon die Klagen über ὕβρις und frevelhafte Gewinnsucht aus dem Zusammenhang des Dramas heraustreten und, wie Bruhn erkannt hat, auf die Politik der Athener zielen, die (bald nach dem Jahre 457) den Versuch gemacht haben, mit Hilfe der Phoker das delphische Orakel in ihre Machtsphäre hineinzuziehen⁴⁾. Was bei solcher Betrachtung die tragische Poesie der Griechen an weltabgeschiedener Vollkommenheit verliert, das gewinnt sie an Kraft und Blut, an Fülle leibhafter Gedanken,

4) Bruhn in der Einleitung zur Ausgabe des König Ödipus (11. Aufl., 1910) S. 36 ff., wo er ein weiteres Beispiel aus dem Philoktet anführt und zugleich dem grundsätzlichen Einwand von Wilamowitz entgegentritt, der für Sophokles die Anwendbarkeit der von ihm selber sonst so erfolgreich ausgebildeten Erklärungsweise bestritten hat.

die sie aus dem Leben, in das mitten hineingestellt sie erscheint, in sich aufnimmt, um selbst wieder als tätiges Glied an diesem Leben mitzuschaffen. Und an einer so frischen Wechselwirkung zwischen Dichter und Publikum hätte das Epos keinen Anteil gehabt? Können wir das glauben?

Fast sieht es so aus, als bliebe uns nichts anderes übrig. Mehr als einmal geben ja die Sänger selbst zu verstehen, daß sie von einer Zeit sprechen, die nicht mehr ist, indem sie die körperlichen Kräfte ihrer Zeitgenossen — οἱοὶ vὺν βροτοὶ εἰσὶ — mit denen der früheren Helden, über deren Taten sie berichten, in Gegensatz stellen (A 260 und 272. E 304. θ 222). Dazu würde es an und für sich wohl stimmen, wenn sie sich bemüht hätten, die Menschen in der Dichtung von anderen Zuständen umgeben zu zeigen, als in denen sie selbst lebten. Aber woher sollten sie wissen, daß und inwiefern die Sitten der Vorfahren andere gewesen waren als ihre eigenen? Daß diese Frage gar nicht aufgeworfen wird, ist der Mangel in einer sonst, bei aller Kürze, wertvollen Studie von Arthur Platt: *Homers Similes*, JPh. 24 (1896) p. 28—38. Dieser geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß die Lebensverhältnisse, unter denen ein Epos entstanden ist, ihren klarsten, weil unwillkürlichen Ausdruck in dem gefunden haben müssen, was der Dichter als Stoff zu Vergleichen herangezogen hat. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkte die homerischen Gleichnisse, so wird das Verständnis für ihre Absicht und damit die Empfänglichkeit für ihre Wirkungen gefördert; davon soll später die Rede sein, wo wir dieses epische Kunstmittel als besonderes Kapitel zu behandeln haben. Dem Verfasser selbst kam es vor allem darauf an, von den Zuständen und Lebensgewohnheiten, die den Dichter umgaben, ein Bild zu gewinnen. Mit seiner Untersuchung gelangt er zu dem Schluß, daß Homer durch und durch ionisch sei (*thoroughly Ionic*). Daß die alten Geschichten aus dem europäischen Griechenland stammten, könne ja kaum bezweifelt werden; aber daß ihre poetische Behandlung und ihre Erhebung in die Sphäre des Epos (*the treatment of them and their elevation into Epic*) den Ioniern und nur den Ioniern verdankt werde, scheine ihm ebenso unbestreitbar. Dies kann doch nur den Sinn haben, daß zwar die erzählten Ereignisse aus alter Überlieferung, die Elemente ihrer poetischen Ausgestaltung aber aus dem Bestand ionischer Kultur entnommen seien. Dazu stimmt die letzte These: *The civilisation of the Homeric poets is not Achaean but Ionian in every particular*. In jeder Einzelheit — nicht bloß in den Gleichnissen, sondern auch in der Schilderung des Lebens der Helden? Dem widerspricht der unmittelbar vorhergehende Satz: *Homer does consciously archaïse to an extent far greater than Aristarchus observed*. Je völliger der Erfolg des Archai-

sierens gewesen wäre, desto weniger könnten die epischen Schilderungen Zeugnis ablegen von der Zivilisation, innerhalb deren die Dichter gelebt haben. Bis zu einem viel höheren Grade, als Aristarch beobachtet hatte, das soll doch jedenfalls heißen: bis zu sehr hohem Grade. Aber woher nahm ein Dichter die lebendigen Züge, mit denen er, unter bewußter Zurückdrängung dessen, was ihm selbst und seinen Zuhörern vertraut war, das Dasein einer vergangenen Periode anschaulich zu machen vermochte?

Betrachten wir ein paar Beispiele. Bei Homer sind ἵππῆες nicht Reiter sondern Wagenkämpfer, ἵππων ἐπιβαίνειν heißt »den Wagen besteigen«. Nur in Vergleichen wird ausdrücklich einmal vom Reiten gesprochen (κέληθ' ὥς ἵππον ἐλαύνων ε 371), einmal gar von der Kunst eines Mannes, der ἵπποισι κελητίζειν ἐν εἰδώς (O 679) von einem Pferd aufs andere springt. Zweifeln kann man in K, wo Diomedes und Odysseus von ihrem nächtlichen Unternehmen auf erbeuteten Pferden zurückkehren. Welcker vertrat die Ansicht, daß auch hier an ein Fahren auf dem Wagen gedacht sei (Ep. Cycl. II 217); und dem Wortlaut nach (504 ff. 513) wäre das nicht unmöglich. Aber Situation und Verlauf der Szene (541. 567 f.) sprechen dagegen und für wirkliches Reiten, wie das auch Aristarch erkannt hat, zu K 499: διὰ τὴν περίστασιν ἀναγκασθέντες ἐπὶ γυμνοῖς τοῖς ἵπποις καθίζουσιν οἱ ἥρωες, συναρτήσαντες αὐτοὺς τοῖς ἵμῳσι· καὶ μιμνῆται τὸ γινόμενον ἐν ταῖς ταραχαῖς. Das Bild reitender Männer gehört zu den Merkmalen später Entstehung dieses Gesanges (so auch Leaf zu K 513); bemerkenswert aber, wie es eingeführt ist: nicht ausdrücklich, wie in den Gleichnissen, sondern so, daß die für Benutzung des Wagens übliche Redewendung (ἵππων ἐπεβήσετο 513. 529) gebraucht wurde, die nur durch die Umstände (eben διὰ τὴν περίστασιν) einen anderen Sinn bekam. Unwillkürlich ist der Dichter aus der sonst maßgebenden Vorstellung heroischer Sitte in die seiner eignen Zeit geläufige hinübergeglitten. — Etwas anders in einem der Hauptsache nach doch ähnlichen Falle, der die Nahrung der Helden betrifft. Sie essen nur gebratenes Fleisch, kein gekochtes und keine Fische. Im Bereiche des Gleichnisses aber kommt das Kochen vor (Φ 302); mehrfach, und zwar in beiden Epen, der Fischfang unter verschiedenen Formen; und wenn der Bettler der Königin gegenüber die Segnungen eines guten Regimentes schildert, so ist der Ertrag an Fischen (θάλασσα δὲ παρέχη ἰχθὺς τ 113) ein Zug in dem Bilde. Daß die Gesellschaft der Heroenzeit diese Speise verschmähete, gibt der Dichter in der Odyssee deutlich zu verstehen an zwei Stellen, wo er erzählt, daß man nun doch zu ihr gegriffen habe — einmal die Gefährten des Menelaos, dann die des Odysseus —, durch die Not getrieben: ἔτειρε δὲ γαστέρα λιμός (δ 369. μ 332). In späteren Zeiten wußte auch ein griechischer Gaumen die Reize der Fischkost zu würdigen, wie

denn Platon in ihrem Fehlen bei Homer das Zeichen einer einfachen, abhärtenden Lebensweise sieht (Staat III p. 404 B/E.). Jedenfalls liegt hier seitens des Dichters eine bewußte Scheidung vor zwischen den Gewohnheiten der Trojakämpfer und denen seiner Zuhörer. Daß damit eine Sonderung der Lebensweise nach ihrer Würde gemeint war, hat Aristarch richtig erkannt (zu Π 747): νοητέον δὲ τὸν ποιητὴν διὰ τὸ μικροπρεπὲς παρηγήσθαι. Ob sich aber mit solchen Gedanken nicht doch — beim Dichter — der einer zeitlichen Abstufung verband, wäre mindestens zu erwägen. Adolph Roemer lehnt das ab und konstatiert nur eine »konventionelle Manier«⁵⁾. Angenommen einmal, er hätte recht, so wäre damit doch nur eine Vorstufe der Erkenntnis erreicht. Woher hatte denn Homer diese konventionelle Manier? War sie von ihm willkürlich festgesetzt, frei erfunden? von vornherein als »Manier«? oder hatte er sie im Anschluß an irgendeine Wirklichkeit sich gebildet? Und war das eine Wirklichkeit, die ihm selber vor Augen stand, oder die er nur durch Überlieferung kannte? — Wir kommen immer wieder zu denselben Fragen, von denen wir bei dieser Betrachtung ausgegangen sind; sie werden dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß man die Unbequemlichkeit meidet, sie sich zum Bewußtsein zu bringen.

Klar ins Auge gefaßt hat die Hauptfrage Evans in einem trefflichen Aufsatz über das Fortwirken minoischer und mykenischer Elemente im Epos⁶⁾. Er meint mit Recht, die Fliege könne mit dem Scheine des Lebens nicht erhalten sein ohne den Bernstein, der sie durchsichtig umgab. In der Zeit, als das Epos seine abschließende Gestalt erhielt — *took its final form* (p. 293); der Verfasser denkt wohl etwa an das achte Jahrhundert —, war die bildende Kunst der Griechen steif und konventionell; es war die geometrische Periode. Wenn nun aber dieses Epos mit manchen seiner Schilderungen vollen Einblick gewährt (*perfect glimpses*) in die versunkene Herrlichkeit von Mykene und Kreta mit ihrer beweglichen, formenreichen, farbenfrohen Kunstübung, so muß man fragen: Wie konnte solche Anschauung erhalten geblieben sein? Und die Antwort lautet zuversichtlich: Nur durch das schützende Medium eines früheren Epos, das als Ausdruck der kretisch-mykenischen oder einer ihr gleichartigen Kultur lebendig gewesen war, mit der bildenden Kunst jenes Zeitalters geistesverwandt. Aus dieser früheren Dichtung wurden

5) Roemer hat hierüber mehrfach gehandelt, eingehend KrE. 589 f. und, mit schärferer Formulierung, in seinem Nachwort zu Belzners »Homerischen Problemen« I (1911) S. 151 ff. unter der Überschrift »Gegen ein starkes Mißverständnis einer Aristarchischen Lehre«.

6) Arthur J. Evans, The Minoan and Mycenaean element in Hellenic life. JHSt. 32 (1912) S. 277—297.

Darstellungen und Darstellungsweisen herübergenommen in diejenige epische Poesie, deren abschließende Werke endlich auf die Nachwelt gekommen sind.

Das ist eine ähnliche Ansicht wie die, zu der wir durch Analyse des epischen Dialektes, der Überlieferung und Umbildung von Sagenstoffen gelangt sind. Nur freilich ein großer Unterschied. Da die Träger der minoischen Kultur — die man sich gewöhnt hat mit der mykenischen als Einheit zu denken — nicht Griechen waren ⁷⁾, so könnte auch ihr Helden- gesang kein griechischer gewesen, sondern müßte in jener Sprache geschaffen worden sein, in der die noch unentzifferten hieroglyphischen Inschriften der kretischen Paläste abgefaßt sind. Evans zieht diesen Schluß mit aller Bestimmtheit: das von ihm vorausgesetzte Epos nennt er *the product of that older non-Hellenic race* (p. 293); ein andermal heißt es *an earlier Minoan epic taken over into Greek* (p. 288). Diese Übernahme sei durch die äußeren Verhältnisse begünstigt worden. Die arkadischen Auswanderer, die im XI. Jahrhdt. nach Kypros zogen, hätten dorthin eine Religion mitgebracht, die stark minoisch beeinflusst war (p. 283 f.). Daraus müsse man schließen, daß vorher eine herrschende mykenisch-minoische Bevölkerung und eine unterdrückte griechische längere Zeit zusammen gelebt hatten, jedenfalls in Arkadien und im östlichen Kreta, doch auch sonst im Peloponnes und in anderen Teilen Griechenlands (p. 286 f.). Diese Verbindung habe einen zweisprachigen Übergangszustand (*a bilingual stage*) ergeben, der den geistigen Austausch erleichterte (p. 287. 293). Aber es sei eben ein Übergang gewesen; denn indem immer neue Scharen griechischer Stammgenossen von Nordwesten her-

7) Das wird heute nahezu einstimmig angenommen. Evans hält sie für Verwandte der Karer (p. 279), und dieser Vermutung haben sich andre [angeschlossen; Dörpfeld glaubt, sie seien phönizischer Herkunft. Rodenwaldt in den lehrreichen Schlußbemerkungen seines Aufsatzes über »die kunstgeschichtliche Stellung der Malerei von Tiryns« scheidet Kreta und das Festland. In den Bildwerken und Bauwerken des mykenischen Bereiches weist er innere Widersprüche — zwischen primitiven und reifentwickelten Elementen — nach, aus denen er folgert, daß »eine von der kretischen verschiedene festländische Bevölkerung auf Grund uns unbekannter politischer Vorgänge friedlicher oder »kriegerischer Art die kretische Kultur fertig übernommen« habe, und von andrer Seite leitet er die Erkenntnis her, daß die Träger dieser festländisch-mykenischen Kultur Griechen gewesen seien (Tiryns. Die Ergebnisse der Ausgrabungen usw. II [1912] S. 203 f.). Jene Mischung innerhalb der tyrinthisch-mykenischen Kunst ist derjenigen ähnlich, die wir aus der epischen Poesie kennen; und der daraus gezogene Schluß über Mischung der Völker berührt sich nahe mit der Theorie von Chadwick über das heroische Zeitalter, auf die wir nachher eingehen werden. Für die Vergleichung mit den Verhältnissen des Epos würde Rodenwaldts einleuchtender Gedanke erst dann recht fruchtbar werden, wenn es gelänge ein einigermaßen volles Bild derjenigen Zustände herauszuarbeiten, die der aus Kreta kommende Kulturstrom gerade in Thessalien geschaffen hatte. Vgl. Anm. 9.

eindringen, habe sich das Verhältnis in der Mischung allmählich verschoben: die Griechen hätten die Oberhand gewonnen, auch mit ihrer Sprache (vgl. Hdt. VII, 171); und wie sie sich überhaupt die materiellen und geistigen Güter des älteren Kulturvolkes angeeignet hätten, so auch dessen epische Dichtung, die sie zu dem Zweck in ihre eigene Sprache übertrugen (p. 286. 293 f.). — Solche Kombination ist nicht mit dem Einwand abgetan, daß sie neu und allzu kühn sei; es liegt ihr doch ein gesunder Gedanke zu Grunde. Diesem aber konkrete Gestalt zu geben bietet den natürlichsten Anhalt diejenige Zweistämmigkeit und Zweisprachigkeit, die wir in der Geschichte des griechischen Epos tatsächlich haben und in ihrer Auswirkung verfolgen können: der äolischsprechenden Achäer und der Ionier. Evans hat von diesem Verhältnis und aller seit Jahrzehnten darauf gewendeten Forschung überhaupt nicht Notiz genommen; könnte er sich entschließen es noch zu tun, so würde er bald vielleicht selber wünschen, seine Hypothese in entsprechendem Sinne umzubilden. Ein Meister des Ausgrabens brächte doch als feste Gewohnheit den Grundsatz mit, daß man vorsichtig zu Werke gehen und sich an die ältesten Bestandteile allmählich heranarbeiten muß. Wenn wir für Homer Anknüpfung suchen in einem vorgriechischen Epos, so müssen wir ihn selber nicht kurzweg als Einheit nehmen, vielmehr in seinem Werk erst jüngere und ältere Schichten sondern, indem wir, wie in Sprache und Sagengehalt, so in den poetischen Kunstmitteln, und dem Gebrauche der von ihnen gemacht wird, einer Entwicklung nachspüren. Hat sich dann herausgestellt, welche Ausdrucksformen und Darstellungsweisen innerhalb des griechischen Epos die ursprünglichen sind, so müssen wir diese daraufhin ansehen, ob sie den Eindruck machen, als fertige aus einer schon gereiften Kunst ins Griechische übersetzt, oder den, durch poetische Urschöpfung entstanden zu sein. Nur auf diesem Wege könnte endlich daran gegangen werden, für Evans' Theorie einer fremdsprachigen Vorstufe der griechischen Heldendichtung positive Anhaltspunkte zu gewinnen.

Was er selbst, an der Stelle wo der Beweis stehen müßte, geltend macht, ist nur eine negative Erwägung. Er spricht (p. 289) von minoischen Kunstwerken, besonders den Resten eines Mosaikbildes in Knossos, deren Gegenstände mit den friedlichen wie kriegesischen Szenen auf dem Schilde des Achilleus verwandt seien, und bestimmt ihr Alter: *some five centuries before the Homeric poems took shape*. Diesmal heißt es nur *tooke shape*, nicht (wie oben S. 301) »ihre endgültige Gestalt«. Dazu stimmt es einigermaßen, daß uns die Zeit, der Evans jene Bildwerke zuweist, Ende der mittelminoischen oder erster Anfang der spätminoischen Periode, bis in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr.

führt⁸⁾. Wenn es zu einer so frühen Zeit, so argumentiert er, im Peloponnes überhaupt schon Griechen gab, so müssen sie ganz im Hintergrunde gestanden haben; sicher hatten sie keinen Zutritt zum Inneren der Paläste von Tiryns und Mykene, wo sie jene Kunstwerke selber hätten sehen können, von denen die homerische Poesie uns doch eine Kenntnis verrät. Irgendwie muß also die Bekanntschaft vermittelt gewesen sein. Und das wäre dann eben der Platz für das vorgriechische Epos, aus dem die Anfänge des griechischen eine Übersetzung gewesen oder Übersetzung enthalten hätten.—Bei aller Anerkennung für den Scharfsinn dieser Deduktion, sie ist doch in ihren Grundlagen gar zu unsicher und in ihrem Resultate nicht so einleuchtend, daß wir nicht versuchen sollten den Zusammenhang auf andre Art herzustellen.

Knospendes und Gereiftes bei Homer: diese Mischung wird uns sonst noch beschäftigen. Für jetzt steht, wenn wir von allen Einzelheiten absehen, die Frage so: wie konnten Pracht und Fülle einer Jahrhunderte alten Kultur dem Bilde die Farben geben, das die primitive Dichtkunst eines anderen Volkes von der eigenen Frühzeit ausgemalt hat? Dieses Bild ist ja in seinen Grundzügen nicht in Ionien entstanden sondern aus dem Mutterlande mit herübergebracht und war dort von den Schöpfern des äolischen Heldengesanges aufgenommen, der unsrer Ilias weit vorausliegt. In Thessalien muß das geschehen sein, so daß wir von den Anhaltspunkten, die der Peloponnes bietet, keinen Gebrauch machen dürfen. Allerdings scheint es zweifelhaft, ob Thessalien in den eigentlich minoischen Lebenskreis mit hineingehört⁹⁾; daß es aber die Heimat einer sehr alten, wo nicht vorgriechischen doch vordorischen Kultur gewesen ist, darüber kann nicht gestritten werden. Dafür zeugt allein schon die Tatsache, daß die dorischen Eroberer hier den Dialekt der Einwohner, die sie vorfanden und unterwarfen, angenommen haben (s. oben S. 226). Mit der Sprache zugleich traten sie in den Genuß aller Kulturgüter, ma-

8) Genaue Erörterung der Chronologie gab Fimmen in seiner 1909 erschienenen Dissertation »Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur«, und dann wieder in seinem nachgelassenen Werke, in das die Dissertation als zweiter Hauptabschnitt aufgegangen ist, »Die kretisch-mykenische Kultur« (1921). Dort S. 210f. eine synchronistische Tabelle. Etwas abweichend Beloch GrG.² I 2 (1913) Kap. XI: »Die Chronologie der minoisch-mykenischen Zeit«, wo das Ergebnis ebenfalls in einer Tabelle (S. 129) zusammengefaßt ist. Vgl. die folgende Anm. 9) Thessalien, Böotien, Phokis sind »von der minoischen Kultur, wenn wir von Orchomenos absehen, nur oberflächlich berührt worden, und erst seit der zweiten spätminoischen Periode, also dem XV. Jahrhdt.«: so schreibt Beloch GrG.² I 2, S. 130. Fimmen (KMK. I. 89) glaubt zwar, auch Thessalien »mit voller Sicherheit dem mykenischen Kulturgebiet zuschreiben zu müssen«, nimmt aber vier durch eigene Keramik unterschiedene Kulturprovinzen an, von denen »die nördlichste in der ältesten für uns erkennbaren Zeit das Kephissosgebiet noch mit umfaßt, aber bald bis an den Othrys zurückgedrängt wird und in Thessalien eine reiche Sonderentwicklung entfaltet«.

terieller wie geistiger, deren sich die ältere Bevölkerung schon erfreute; ähnlich ging es ihrer Zeit den Franken in Gallien, den Nordmannen in Frankreich. Und durch solche Mischung verschiedener Volkselemente, eines älteren, hoch entwickelten, schon im Nachlassen der physischen Kraft begriffenen mit einem jugendlichen, unverbrauchten, empfänglichen, wurde gerade der Boden geschaffen, aus dem eine Helden- dichtung erwachsen konnte. Dafür gibt es eine lehrreiche Analogie, die Chadwick in seinem mehrfach (zuerst S. 163) erwähnten Buche verwertet hat, um das »heroische Zeitalter« als geschichtliches Phänomen seinem Wesen nach zu begreifen.

Seit Beginn der Kaiserzeit brandeten jugendstarke Völker an die Grenzen des alternden Römerreiches. Zu den Mitteln, durch die sich dieses gegen den Ansturm zu sichern suchte, gehörte es, daß Söhne von Fürsten zeitweise als Geiseln festgehalten, Scharen von Kriegern gegen Sold in den Dienst des römischen Heeres genommen wurden. Beides wirkte dazu (Chadw. 444 ff.), neue Anschauungen und Gewohnheiten den frischen Völkern zuzuführen. Als diese sich dann in den Jahrhunderten der Wanderung auf dem Boden des Reiches festsetzten und zur Dauer einrichteten, gerieten sie vollends unter den Einfluß der über- lieferten Zivilisation. Daß in solcher Zeit mancher fromme Brauch abgetan wurde, daß in auswärtigem Söldnerdienst das Gefühl der Stam- mesgemeinschaft sich abschwächen mußte, versteht man ohne weiteres. So ist der geistige Charakter des germanischen Heldenalters, mit seinem Hervortreten der Einzelpersönlichkeit und des persönlichen Gefolgs- schaftswesens, entstanden. Und bei den Serben war es ebenso: auch hier eine jugendliche Nation in Berührung mit einem hochkultivierten, doch sinkenden Reiche, dem oströmischen, und den Einflüssen von dorthier Generationen hindurch ausgesetzt. Auf die Genauigkeit, womit der englische Gelehrte entsprechende Einzelzüge im Bereiche des Grie- chischen aufsucht und zu finden meint, gehe ich nicht ein; ob seine Gleichsetzung der Achäer mit den Akaiuasha ägyptischer Urkunden Stich hält, so daß wir hier den auswärtigen Söldnerdienst hätten, der in das Bild passen würde, mögen Kundige beurteilen (vgl. oben S. 283). Der Grund- gedanke jedoch scheint mir richtig und folgenreich: daß die charakte- ristischen Eigenschaften eines »heroischen Zeitalters« auf der Mischung entgegengesetzter Elemente beruhen, in der die schon sinkende Kultur eines gealterten Volkes und die urwüchsige Kraft eines neuen sich gegenseitig durchdrangen (vgl. Anm. 7).

Darf man dann aber sagen, daß es die mykenisch-minoische Kultur sei, die im homerischen Epos abgebildet fortlebt? Auch wenn wir eine etwaige Sonderstellung Thessaliens und ebenso die Frage außer acht

lassen, ob die Gleichheit zwischen der mykenischen und der seit nun etwa zwanzig Jahren entdeckten kretischen Kunst und Lebensgestaltung wirklich so vollkommen war, wie es der gemeinsamen Benennung entsprechen müßte, so bliebe doch eine chronologische Schwierigkeit. Die Ereignisse, durch die der Anstoß zur Bildung der troischen Sage gegeben wurde, haben wir um 1200 v. Chr. angesetzt (oben S. 236). Damals hatte, nach dem Urteil der Sachkenner, die dritte der spätminoischen Perioden mindestens schon lange begonnen; ob sie auch bereits ihr Ende erreicht hatte, darüber wird gestritten¹⁰⁾. Auf der anderen Seite werden wir den Abstand zwischen den Kämpfen um Hissarlik und der Zeit, da die Hauptteile unsrer Ilias in ihrer konventionell gewordenen Kunstsprache gedichtet worden, mit 400 Jahren sicher nicht zu groß annehmen (Genaueres darüber in Buch IV). Ist es nun glaublich, daß ein ursprünglich einmal in die Dichtung eingegangenes Kulturbild durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch unverändert festgehalten worden sei? nicht viel wahrscheinlicher, daß diese Jahrhunderte — innerhalb deren der Heldengesang von den Äolern auf die Ionier übergegangen, der Sprechvers und die Form des zusammenhängenden Epos geschaffen worden sind — ein Bild ihrer eigenen Zustände der Phantasie und durch sie den Schöpfungen der Dichter eingeprägt haben?

Auf solche Fragen gibt entschlossene Antwort Frederik Poulsen in seinem Buche »Der Orient und die frühgriechische Kunst« (1912), dessen letztes Kapitel »die Denkmäler und die homerischen Gedichte« behandelt. Im Gegensatz zu Reichel und anderen, die innerhalb der mykenisch-kretischen Kultur alle Vorbilder der homerischen Schilderung suchten, erklärt er diese Schilderung und jene Denkmälerwelt für unvereinbar (S. 169). Statt dessen faßt er die führende Stellung ins Auge, die nach der minoischen Zeit mehrere Jahrhunderte hindurch die Phönizier im östlichen Mittelmeer eingenommen haben, und findet hier eine wichtige Beziehung (S. 170): Ganz wie in den griechischen Gräber- und Tempelfunden des IX. und VIII. Jahrhds. trete auch in den homerischen Gedichten überall die Bedeutung phönizischer Kunst und Kunstindustrie hervor. Besonders gelte dies von Metallgegenständen (δ 615 ff. Ψ 141 ff. θ 460). »Auch mit der *θαλασσοκρατία* der alten Kreter läßt sich die Charakteristik der Phöniker, die ο 415 ff. gegeben wird, ebensowenig ver-

10) Fimmen (zuletzt KMK. 143. 210f.) setzt das Ende dieser Periode und damit des minoischen Stiles überhaupt um 1250. Dem widerspricht Beloch (GrG.² I 2 S. 129f.): »denn wir erhielten so, zwischen der minoischen und der Dipylonzeit, ein Vakuum von mehreren Jahrhunderten, das durch keine Denkmäler ausgefüllt würde«. Die Dipylonkunst beginnt (auch nach Beloch I 1 S. 268) mit dem IX. Jahrhdt.

einigen wie mit der ersten Blütenzeit der ionischen Handelsstädte im VII. Jahrhd. « Homer versetze uns eben, meint Poulsen, in die Zwischenzeit zwischen minoischer und ionischer Kulturblüte. In dieser Periode hätten auch die Völker Kleinasiens auf die griechische Kunst Einfluß geübt. Und diese Strömung habe »in der homerischen Dichtung wenigstens eine Spur hinterlassen, in dem Gleichnis Δ 141 mit der mäonischen oder karischen Frau, welche wunderbar das Elfenbein zu färben versteht« (S. 174). Ausdrücke wie βαθύκολπος, βαθύζωνος würden illustriert durch eine im Artemision in Ephesos gefundene Statuette einer Priesterin (Abb. 113/4 bei Poulsen), deren Gewand, emporgezogen, über den Gürtel herabhängt; nirgends gebe es ähnliches in der mykenischen Kunst. »Wo findet man ferner an den mykenischen Krinolinen-»röcken Schleppen, die die homerischen Epitheta τανύπεπλοι und »έλκεσίπεπλοι erklären? Dagegen tragen die Frauen der Dipylonvasen »und der frühgriechischen Kunst wie die der hittitischen Reliefs oft »lange Schleppgewänder« (S. 177). Ferner die Haarflechten, die von Hera an bis zu den Dienstmägden (Ξ 176. ζ 198) die homerischen Frauen tragen, sind ein unmykenischer Zug; die mykenischen Frauen mit ihren frei wallenden Haaren könnte niemand ἐυπλόκαμοι, καλλιπλόκαμοι nennen (S. 178). Durch Vergleichung von Werken griechischer Kleinkunst stellt Poulsen fest, daß die syrische Haar mode der langen Flechten im IX. und VIII. Jahrhd. »über ganz Hellas verbreitet war«. Er sieht darin eine besonders einleuchtende Bestätigung seiner Ansicht: »daß die homerischen Gedichte in einem kleinasiatischen, orientalischem beeinflussten Milieu des IX.—VIII. Jahrhdts. entstanden seien« (S. 183).

Gegen die Zuversicht dieser Folgerung hätte zum Teil schon das eigene Beweismaterial bedenklich machen können. Den Kopfschmuck der στεφάνη (Σ 597), den das Beiwort ἐυστέφανος hervorhebt, der nach T 99 einige Ähnlichkeit mit der Ringmauer einer Stadt gehabt haben muß, erkennt man bei Elfenbeinfiguren aus dem assyrischen Königspalast in Nimrod wie an solchen aus Sparta und Rhodos. Das stimmt zu Poulsens Theorie; aber er selbst erinnert daran (S. 179), daß es auch in der mykenischen Zeit ähnliche Haarreife gegeben hat. In den Szenen auf dem Schilde des Achilleus findet er, auf Grund der Vergleichung mit Resten von Werken bildender Kunst, mykenische und phönizische Elemente gemischt (S. 172f.). Dasselbe Verhältnis scheint mir, im kleinsten Maßstabe, bei dem Schmuckstück vorzuliegen, das Penelope ihrem Gemahl bei der Ausfahrt nach Troja mitgegeben hatte (τ 227 ff.). Fibeln sind in der mykenischen Periode spät aufgekommen und noch nicht in künstlerisch ausgebildeter Form; so könnte es richtig sein (Pls. 177), daß die Beschreibung in τ durch Arbeiten späterer Zeit —

Poulsen denkt an das VII. Jahrhdt. — angeregt wäre. Der abgebildete Gegenstand aber, ein Hund, der ein Hirschkalb gepackt hat, zeigt auffallende Ähnlichkeit mit der Darstellung auf einem geschnittenen Steine von Kreta, den Evans (JHSt. 32 [1912] S. 293) als Beleg dafür beibringt, wie homerische Phantasie durch mykenische Kunst befruchtet war. Auch er wird recht haben: in dem empfänglichen und gestaltenden Geiste des Dichters haben sich Eindrücke von Werken verschiedenen Alters und Ursprungs miteinander verbunden.

Dergleichen Einzelbeobachtungen bestätigen nur, was mit grundsätzlicher Erwägung im voraus erkannt werden konnte: daß es nicht angeht, die Frage nach dem Charakter der »homerischen Kultur« auf ein Entweder — Oder zu stellen. Sie ist weder einfach ionisch noch gar schlechthin phönizisch noch auch rein mykenisch-minoisch, vielmehr aus allen diesen Elementen gemischt, nicht nach irgend einem Plane, sondern in geschichtlicher Entwicklung. Daß die Ritterzeit der Argeer und Achäer, bei denen in Thessalien der Heldengesang erwachte, diesem zugleich mit Sprache und Sagenstoff auch ein Kulturbild mitgab, war ebenso natürlich, wie es unnatürlich sein würde, wenn dieses Bild durch Generationen und Jahrhunderte bei anders lebenden, anders redenden Menschen unberührt geblieben wäre. Wie das Quellwasser, das unterirdisch sich sammelt, von den Gesteinsarten, die es durchsickert, Bestandteile und Geschmack annimmt, so die Dichtung von den Landschaften, den Stämmen, die nacheinander an ihr sich erfreut, an ihr geschaffen haben. In seiner für Sprache und Stil schöpferischen Frühzeit hatte das Epos sicher jene Naivetät besessen, Ereignisse und Menschen, von denen es als vergangenen erzählte, schlankweg in das eigne Kostüm einzukleiden. Im Laufe der Zeit aber änderten sich die Zustände der Wirklichkeit, von denen Sänger und Zuhörer umgeben waren, und so entstand Widerspruch, wo Einklang gewesen war. Die herkömmlichen Vorstellungen von Wohnung und Bekleidung, Kampf und Spiel, Opfern und Mahlzeiten zu verlassen, war die Poesie in den Perioden des Weiterbildens, des Nachahmens, zuletzt des Sammelns nicht mehr imstande; denn diese Vorstellungen waren unlösbar verwachsen mit der altbewährten Darstellungs- und Ausdrucksweise, die jedem neuen Zunftgenossen von Anfang an ein bequemes Werkzeug in die Hand gab. Je geläufiger die überlieferten Formen geworden waren, desto leichter konnte es gelingen eine Fülle von neuem Inhalt in sie zu fassen. Dabei blieben der Sinn für Beobachtung und die Kraft des Aussprechens allzeit lebendig, um, wenn auch nicht ein von Grund aus neues Weltbild hervorzubringen, doch von charakteristischen Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben frischen Eindruck

zu empfangen und sie auf eigne Art darzustellen. Wer heute aus den Schilderungen und Andeutungen, die Homer gibt, die Stufe der Kultur-entwicklung, auf der er und seine Zuhörer gestanden haben, erkennen will, darf weder den altertümlichen Hintergrund der von früheren Geschlechtern ererbten Sagen, noch die Spuren, in denen sich die späte Zeit der fortsetzenden und abschließenden Dichter verrät, ignorieren; sondern er muß — eine Aufgabe, die Wilamowitz schon vor mehr als einem Menschenalter bezeichnet hat (HU. 416 f.) — den »epischen Nachlaß« daraufhin durcharbeiten, wie in ihm »überlieferte Züge und solche, die unwillkürlich aus dem Leben der Gegenwart eingedrungen sind«, nebeneinander stehen ^{11a)}.

Denken wir uns einmal diese Aufgabe gelöst, so könnten wir in der Art, wie die Anzeichen älterer und jüngerer Kultur in der Mischung, die das Epos darbietet, verteilt sind, ein neues Hilfsmittel haben, um das relative Alter einzelner Gesänge oder Gesangstücke zu erkennen; ganz analog dem Maßstabe, den für den gleichen Zweck die Sonderung äolischer und ionischer, überhaupt altertümlicher und moderner Sprachformen bot. Allerdings mußte dort die Hoffnung aufgegeben werden, Erzeugnisse früherer Entwicklungsstufen in glatt auslösbaren Stücken abzugrenzen; so werden wir hier gut tun uns im voraus zu bescheiden. Die Methode, der wir folgen wollen, ist grundsätzlich unbestreitbar ^{11b)}; wieweit sie uns aber zum Ziele hin führt, hängt von Verhältnissen ab, die für jeden Fall besonders geprüft werden müssen ^{11c)}.

11a) Auf den Anspruch, diese Forderung zu erfüllen, verzichtete Seymour in seinem aus inniger Vertrautheit mit Homer hervorgegangenen Werke »Life in the Homeric Age« (1907), während Andrew Lang, »Homer and his Age« (1906), die Forderung ablehnen zu können meint. Beide Bücher bieten also nicht eine wissenschaftliche Bearbeitung des Problems der homerischen Kultur. An Lang übte sehr berechtigte Kritik Burrows, *Classical Review* 21 (1907) p. 139 f.; über Seymour vgl. meine Anzeige *NJb.* 21 (1908) S. 574 f. Durchaus zutreffend urteilt über Notwendigkeit und Möglichkeit kulturgeschichtlicher Analyse Croiset in einem lesenswerten Aufsatz »La Question homérique au debut du XX. siècle«, *Rev. des deux mondes* 41 (1907), p. 614 f. 11b) Das bedeutet nicht: unbestritten. Vgl. nachher (S. 317) Polak und E(mil) Belzner, *Homerische Probleme*, I: Die kulturellen Verhältnisse der Odyssee als kritische Instanz, 1912. Dazu meine Erwiderung *BphW.* 1913 Nr. 50. Im einzelnen werden wir bei der Frage der ἔδνα auf eine Ansicht Belzners Bezug zu nehmen haben. 11c) Das wird gar zu leicht verkannt. Ein so vortrefflich gedachter Plan wie der von Louis Erhardt (*Die Entstehung der homerischen Gedichte*, 1894), bei Homer einer Entwicklung der politischen Verhältnisse nachzuspüren und im Zusammenhange damit ältere und jüngere Bestandteile der Dichtung zu sondern, hat schließlich nur dazu geführt, daß die vorhandenen auf Kompositionskritik gegründeten Hypothesen über den Aufbau der Ilias um eine neue vermehrt sind. Vgl. meine Besprechung seines Buches *Preuß. Jahrb.* 75 (1894) S. 166 ff. und, mittelbar

I. Das Fortwirken minoischer Elemente in fast allen Zweigen des späteren griechischen Kulturlebens könnte, meint Evans (JH St. 32 S. 294), zum Teil auch durch schriftliche Überlieferung vermittelt sein; wir wüßten ja jetzt, daß es in spät-minoischer Zeit ein ausgebildetes Schriftsystem gegeben habe. Zu dieser Vermutung stimmt es nicht, wenn Evans selbst, wie wir gesehen haben, überzeugt ist, daß die in dieser Schrift gemachten Aufzeichnungen nicht in griechischer oder einer der griechischen verwandten Sprache abgefaßt seien¹²⁾. Es scheint, daß er sich an dieser Stelle von dem Irrtum nicht ganz frei gehalten hat, dem andere prinzipiell verfallen sind (oben S. 128 f.), auf Grund des bloßen Vorhandenseins der Schrift anzunehmen, daß sogleich auch jedwede Anwendung derselben möglich und üblich gewesen sei. Gerade er hat doch sonst stark betont, daß nur Dichtung die Form geboten habe, in der Erinnerungen der Frühzeit aufbewahrt werden konnten (s. oben S. 301 f.). Nur Dichtung, das heißt, fügen wir hinzu: nicht Prosa. Wenn Finsler (Herm. 41 [1906] S. 433. 435) für die Zeit, in der die Ilias entstand, »überlieferte Prosaerzählung« für denkbar hielt, so habe ich das seinerzeit als Tatsache verzeichnet und nur hinzugefügt, diese Vorstellung stehe zu allem in Widerspruch, was wir seit Hamann und Herder von der ältesten Geschichte des menschlichen Denkens zu erkennen meinten. Man hat mir eingewandt, das sei keine Widerlegung. Freilich nicht; aber eine solche könnte erst stattfinden, wenn von der andren Seite ein Beweis oder doch eine Begründung versucht wäre. Es müßte gezeigt werden, inwiefern der Tatbestand in den ältesten erhaltenen Literaturwerken so beschaffen ist, daß er sich durch die neue Hypothese besser als durch die bisherige erklären ließe. Dies aber dürfte schwer halten. Geht man von Herodot rückwärts zu Homer, so bewegt man sich auf den Bahnen einer verständlichen Entwicklung; herausgeschleudert fühlt man sich durch den Gedanken, daß vor Homer oder auch nur neben ihm eine Weitergabe von Erzählungen in prosaischer Form gepflegt worden wäre. Auch Bethe, der die Odyssee »aus dem in gemüthlicher Prosa erzählten Märchen« herkommen läßt und sich dafür auf den Unterschied ihres Stiles von dem der Ilias beruft, lehnt für die Heldensage eine entsprechende

eine Entgegnung, seine Anzeige der ersten Auflage der »Grundfragen«, ebenda (1895) S. 149 ff. 12) Evans a. a. O. 278. Meines Wissens ist das die herrschende Ansicht. Wäre sie das aber auch nicht, sie ist jedenfalls bisher nicht widerlegt, was doch nur durch Entzifferung und griechische Deutung der kretischen Hieroglyphen geschehen könnte. Solange die nicht gelungen ist, bleibt es eine etwas vorschnelle Äußerung von Karo, zu der er sich heute vielleicht selber nicht mehr bekennt, daß die »achäischen Paläste von Knosos und Phaistos« durch die Bilderschrift des zweiten Jahrtausends v. Chr., von der sie so reiche Proben bewahrt haben, die »Fabel des 'schriftlosen' homerischen Zeitalters entgiltig zerstört« hätten (Archiv für Religionswiss. I [1901] S. 117).

Vorstellung ausdrücklich ab; auch bei Germanen, Franzosen, Serben, Russen, Karakirgisen sei die Heldensage, »so weit wir sehen, stets in gebundener Rede vorgetragen« worden¹³⁾. Dies war die natürliche Form für zusammenhängende mündliche Überlieferung.

Zu solchen Anschauungen stimmt die Tatsache, daß in Ilias und Odyssee zusammen das Schreiben nur einmal erwähnt wird; denn die Zeichen, mit denen in H (175. 187 ff.) die Helden ihre Lose kenntlich machen, brauchen keine Schriftzeichen gewesen zu sein. Auch die σήματα λυγρά, die Proitos dem Bellerophontes, γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλά, zur Bestellung an den König von Lykien mitgibt, hat man früher so erklären wollen, daß dabei nicht an wirkliche Schrift gedacht sei (Z 168 f.). Jetzt ist wohl schon lange und allgemein zugegeben, daß es sich hier um einen wirklichen Brief handelt; in den Ausdrücken, mit denen der Dichter beschreibt, was in der zusammengelegten Tafel stand, meint man noch zu empfinden, wie ihm solche Kunst etwas Neues, Unheimliches ist. Wenn sie sonst bei Homer nirgends vorkommt, so ergab sich das eben aus dem allgemeinen Verhältnis, das wir uns klar gemacht haben. Poulsen meint, es passe »vorzüglich auf das Interregnum zwischen der minoischen und der Aufnahme und Umbildung der phönikischen Schrift« (Der Orient u. d. frühgriech. Kunst S. 181). Dabei scheint denn auch er vorauszusetzen, worin wir ihm bis auf weiteres nicht folgen können, daß die Sprache in den kretischen Inschriften die griechische sei. Treffend weist er darauf hin, daß Herodots Angabe (V 58), die griechische Schrift sei von den Phöniziern entlehnt, durch fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis nur bestätigt worden ist; in den Verwünschungen von Teos (GDI. 56 32) heißen die Buchstaben φοινικήα. Für die vorhergehende Zeit aber ist der Ausdruck »Interregnum« in diesem Falle nicht glücklich gewählt. Denn nichts spricht dafür, daß es in Thessalien bei den Vorfahren der Trojakämpfer schon irgendwie eine Kunst des Schreibens gegeben habe.

Die Geschichte von Bellerophontes ist allerdings inhaltlich alt; aber nicht von Anfang an braucht der Urias-Brief in ihr eine Rolle gespielt zu haben. Wenn Robert recht hat, daß der Kampf mit der Chimära nach ursprünglicher Sage im Peloponnes stattgefunden hatte und nachträglich erst nach Lykien versetzt worden ist (oben S. 247), so würde die Erfindung des Briefes dem zuzuschreiben sein, der diese Verlegung vorgenommen hat. Daß es gerade der Gesang Z ist, in dem dieser moderne Zug sich bemerkbar macht, wollen wir im Sinne behalten.

II. Über das Verhältnis von Bronze und Eisen gibt es eine umfang-

13) Bethe Hom. I 33. 40. Was er (S. 43) über eine abweichende Erscheinung im alten Irland aus Zimmer anführt, bin ich nicht in der Lage zu prüfen.

reiche Literatur. Grundlegend war eine ältere Untersuchung von Beloch, deren Resultat er dann in seine »Griechische Geschichte« aufnahm¹⁴⁾. Es ergab sich ihm, daß Eisen bei Homer nur in der Odyssee und in den spätesten Gesängen der Ilias relativ häufig erwähnt wird¹⁵⁾; wo es in den älteren Liedern der Ilias vorkommt, schienen das fast durchweg Stellen zu sein, die nicht zu der ursprünglichen Fassung gehören. Diesen auf den ersten Blick einleuchtenden Gedanken hat Helbig in der Hauptsache zu dem seinen gemacht und beschreibt danach, wie »die Dichter im »großen und ganzen an dem in den älteren Liedern vorgebildeten poetischen Apparate festhielten«, also weiter von ehernen Schwertern und Beilen erzählten, und »nur in einzelnen Fällen ihnen Züge entschlüpften, »welche durch die fortgeschrittene Entwicklung ihrer eigenen Zeit bestimmt waren«. Widerspruch erhob Ferdinand Dümmler (Athen. Mitteil. 13 [1888] S. 299): Bei der Häufigkeit des Eisens an allen älteren Stellen der Griechen müsse »die Frage aufgeworfen werden, ob die im Epos geschilderten Zustände ursprüngliche sind«. Da das Epos »wesentlich höfisch« sei, so hielt er es »für sehr möglich, daß die Bevorzugung »der bronzenen Waffen eher ein durch orientalischen Einfluß verursachter »Rückschritt als ein älterer Kulturzustand ist. Rückschlüsse aus dem »Gebrauch der Metalle auf das relative Alter einzelner Teile des Epos« seien »daher unstatthaft«. — Aber wie soll man sich jenen Rückschritt vorstellen? Griffen die Leute wirklich wieder zu dem älteren Metall, oder entschlossen sich bloß die Dichter in ihrer Schilderung veraltete Zustände zu erneuern? Dümmler hat hierüber nichts gesagt, auch nicht versucht, ein allmähliches Wiedereindringen der Bronze in Inhalt und Sprachgebrauch der Epen nachzuweisen. Wäre er auf diesen Punkt eingegangen, so würde er selbst erkannt haben, wie offenkundig der Tatbestand dafür zeugt, daß auch in der Dichtung — ebenso wie in der Wirklichkeit — Eisen das jüngere Metall ist. Daß in den bei Hesiod erhaltenen Mythen das eiserne Zeitalter auf das eherne folgt (ἔργα 151), ist doch auch kein Zufall.

Was sonst gegen Beloch eingewandt worden ist, kann heut übergangen werden. Nur darin hatte er über das Ziel hinausgeschossen, daß er innerhalb derjenigen Teile der Ilias, die er zu den älteren rechnete, das Vorkommen des Eisens in einzelnen Versen (z. B. Δ 123. Σ 34) durch Athesese beseitigen wollte. Von diesem Verfahren ist er nun aber zurückge-

14) Beloch, *Rivista di Filologia* II (1873) S. 42 ff.; *GrG.* I (1893) S. 80 f. Dazu vgl. Helbig *HED.*² S. 329 ff. sowie, anknüpfend an meine Behandlung in der ersten Auflage des vorliegenden Buches, *Herm.* 32 (1897) S. 86 ff. 15) Nach Belochs Statistik (*GrG.*² I 2 S. 112) stehen in der Ilias 23 Erwähnungen des Eisens neben 329 der Bronze, in der Odyssee 25 neben 103; die Prozentsätze sind also 7 und 24,5.

kommen und nimmt in seiner neuesten Behandlung des Gegenstandes einen etwas geänderten Standpunkt ein: »Das Eisen bei Homer« (GrG. I² 2 [1913] Kap. X). Er konstatiert (S. 119 f.), daß von den Erwähnungen des Eisens in der Ilias die Hälfte auf die Bücher Η Κ Ψ Ω kommt, »die ohne Frage zu den jüngsten Stücken dieses ganzen Epos gehören«. In den Büchern Α Β Γ Μ Ν Ξ Ο Π Τ Φ komme das Eisen überhaupt nicht vor. Die Erwähnungen in den übrigen Büchern ließen sich zum Teil aus dem Text ausschneiden oder doch die Partien, in denen sie stehen, als jüngere Zusätze ansehen; aber von diesen Möglichkeiten dürfe man keinen Gebrauch machen. Denn nach dem, was die Denkmäler gelehrt hätten, seien auch die ältesten Teile der Ilias nicht mehr in die mykenische Zeit heraufzurücken. Das ist vollkommen richtig¹⁶). Aber nicht minder das, was nachher folgt: »Wenn die zahlreichen Erwähnungen der Bronze »für die Entstehung der Odyssee und Ilias in der Bronzezeit nicht das »Geringste beweisen, so geben sie dafür den unwiderleglichen Beweis, »daß der epische Stil sich in der Bronzezeit ausgebildet hat; denn nur »damals können die Formeln geprägt worden sein, die auf bronzene An»griffswaffen und Werkzeuge bezug haben«. Und zwar, füge ich noch einmal hinzu, nicht zu spät innerhalb der Bronzezeit; denn wenn »erz»beschlagen« oder »mit Erze gespitzt« als Vorzug gerühmt wurde, so muß noch im Bereiche der Erinnerung eine Zeit gelegen haben, wo man dergleichen aus Stein machte (vgl. oben S. 235. 296).

Belochs statistische Untersuchung ist dadurch besonders wertvoll, daß er auch Hesiod und die Hymnen mit hereingezogen hat, wo das Zurücktreten der Bronze dem Eisen gegenüber sich fortsetzt. Wir brauchen nicht zu wiederholen, was exakt und übersichtlich dargelegt ist, und geben unsrerseits, wie in den beiden vorigen Auflagen, eine Gruppierung der 48 Beispiele aus Ilias und Odyssee; auch durch Vergleichung der Art, wie da im einzelnen das Eisen erwähnt ist oder verwendet erscheint, läßt sich etwas lernen.

1. Verhältnismäßig zahlreich sind die Stellen (9), an denen Eisen überhaupt nur als Gegenstand des Besitzes genannt wird, ohne eine bestimmte Vorstellung von der Art wie es verwendet ist. Der Vers χαλκός τε χρυσός τε πολύκητός τε σίδηρος steht dreimal (Z 48. K 379. Λ 133), um den Reichtum eines Mannes zu bezeichnen, und in ähnlichem Sinne Ξ 324. φ 10. Unter den Kampfpreisen, die Achilleus aussetzt, nennt der Dichter Ψ 612

16) Fimmen KMK. 145: »Das untere Ende der mykenischen Kultur fällt mit der Verbreitung des Eisens als Material für Werkzeuge und Waffen zusammen«. Ähnlich Beloch GrG.² I 2 S. 127. Die Grenze der beiden Perioden setzt Fimmen um 1250, während Beloch (a. O.) für den Übergang von Eisen zu Bronze am Ägäischen Meere keine bestimmte Zeit angibt. Vgl. oben S. 306.

γυναῖκας ἐυζώνους πολίων τε σίδηρον; und der gleichen Worte bedient sich I 366 der Held selber, wo er von der Beute spricht, die er mit nach Phthia nehmen werde: Gold, Kupfer, Frauen und Eisen. Als Tauschmittel führt der falsche Mentès α 184 αἶθωνα σίδηρον mit, um dafür Kupfer oder Bronze zu holen; und αἶθωνι σιδήρῳ kaufen H 473 manche Achäer Wein von den Schiffen aus Lemnos. In all diesen Fällen ist natürlich vorausgesetzt, daß das Eisen irgendwie zu Geräten oder Werkzeugen verarbeitet ist, seien es auch nur jene Stifte die später den Namen des griechischen Geldes geliefert haben; aber das Eisengerät bildet kein Glied im Zusammenhange der Handlung.

2. In ähnlicher Weise nur von ferne betrachtet erscheint das Metall da, wo es in übertragenem Sinne angeführt wird, meistens sprichwörtlich zum Ausdruck einer besonderen Festigkeit des Körpers oder der Seele, im ganzen 15 mal. Apollon ruft den Troern zu, sie sollen tapfer auf die Argeer eindringen, ἐπεὶ οὐ σφί λίθος χρώς οὐδὲ σίδηρος (Δ 510). Eurylochos staunt über die Zähigkeit, mit der Odysseus Mühen und Entbehrungen erträgt: ἦ ῥά νυ σοί γε σιδήρεα πάντα τέτυκται (μ 280). Wie der verkleidete König seiner Gemahlin gegenüber sitzt, wird er beinahe zu Tränen gerührt, bezwingt sich aber und seine Augen bleiben starr ὡς εἰ κέρα ἢ σίδηρος (τ 211). Nachher die alte Amme verspricht Stillschweigen zu halten ὡς ὅτε τις στερεὴ λίθος ἢ σίδηρος (τ 494). Öfter wird das Herz »eisern« genannt: ἦτορ Ω 205. 521. ψ 172, θυμός X 357. ε 191, κραδίη δ 293. Hektor will dem Achilleus entgegengehen, auch wenn er πυρὶ χεῖρας ἔοικε μένος δ' αἶθωνι σιδήρῳ (Υ 372). Ein paar mal bieten Erscheinungen der unbeseelten Natur Anlaß zur metaphorischen Anwendung des Wortes: das Feuer wird Ψ 177 als πυρὸς μένος σιδήρεον umschrieben, und von den Freiern heißt es ο 329. ρ 565, daß ihr Übermut σιδήρεον οὐρανὸν ἵκει. Damit verwandt ist die uneigentliche Bedeutung des Adjektivs in den Versen P 424 f.: ὡς οἱ μὲν μάρναντο, σιδήρειος δ' ὀρυμαγδὸς χάλκεον οὐρανὸν ἵκε δι' αἰθέρος ἀτρυγέτοιο. Ein Scholiast (B) umschreibt »eisern«: ὁ στερεὸς καὶ πολυίσχυρος, und die Neueren sind ihm bis auf einen (V. H. Koch: »das Gesprassel der eisernen Waffen«) alle gefolgt, doch wohl mit Recht. Bemerkenswert ist, wie sich der übertragene Gebrauch bei der Bronze stellt. Da gibt es gegen jene 15 Stellen vom Eisen (7 Il., 8 Od.) nur 4, alle aus der Ilias: χάλκεον ἦτορ B 490, χάλκεος ὕπνος Λ 241, ὅπα χάλκεον Σ 222, χάλκεος οὐρανός P 425; denn αὐγὴ χαλκείη N 341 ist nicht bildlich gemeint, sondern ist der ganz eigentliche Glanz des Erzes κορύθων ἀπολαμπομενάων. Diese Bevorzugung des Eisens in der bildlichen Rede hängt mit der von Arthur Platt beobachteten Tatsache (vgl. oben S. 299) zusammen, daß auch die ausgeführten Gleichnisse bei Homer

nicht aus dem Bereiche des ritterlichen Lebens gegriffen sind, wie es die Helden der Vorzeit geführt hatten, sondern aus den alltäglichen Erfahrungen der Leute bescheidenen Standes, zu denen die ionischen Sänger gehörten. Man erkennt deutlich: das Eisen beschäftigte die Phantasie der Menschen; es war etwas Neues, dessen Besitz man schätzte, dessen Eigenschaften man bewunderte. Von seinem Vorkommen innerhalb der Ereignisse, die erzählt werden, geben die 24 bisher besprochenen Stellen kein Zeugnis.

3. Von ähnlicher Art sind 3 weitere Fälle, wo zwar Geräte oder Konstruktionsteile aus Eisen erwähnt werden, aber solche, die nur in der Vorstellung existieren. Jevons machte mit Recht darauf aufmerksam, daß der Dichter dem Tartaros (Θ 15) ein eisernes Tor geben konnte, ohne bei irgend einem Könige seiner Bekanntschaft ein Burgtor von Eisen gesehen zu haben (JH St. 13 [1892/3] p. 28); von ganz derselben Art ist die eiserne Achse am Wagen der Göttinnen (E 723). Und wenn Athene-Mentes versichert, Odysseus werde nicht mehr lange seinem Vaterlande fern sein, οὐδ' εἴ πέρ ἐ σιδήρεα δέσματ' ἔχησιν (α 204), so steht der Name des wunderbar harten Metalles hier ebenso sprichwörtlich wie in den übertragenen Beispielen der vorigen Gruppe; daß man zur Zeit des Dichters von α Ketten aus Eisen hergestellt habe, darf aus seinen Worten noch nicht geschlossen werden.

4. Den Boden der Wirklichkeit betreten wir erst da, wo aus Eisen verfertigte Stücke in der Handlung des Gedichts eine Rolle spielen. Zunächst und überwiegend sind es Werkzeuge, nicht Waffen: das hat schon Helbig (HED.² 330 f.) bemerkt. Man könnte geneigt sein zu folgern — wie ich selber einst getan habe —, daß die Griechen Pflug und Axt früher als Schwert und Lanze von Eisen gefertigt hätten. Viel wahrscheinlicher ist doch, daß für die Waffen das altertümliche Metall deshalb festgehalten wurde, weil die Kampfschilderungen, in denen sie vorkommen, aus alter Überlieferung stammten — so urteilt auch Burrows im Schlußkapitel seines Buches über Kreta (S. 216) —, während in den Zügen des gewerblichen Lebens, die ein Dichter von sich aus hinzutut, naturgemäß die eignen Erfahrungen und Anschauungen stärker mitsprachen. Auf dieselbe Weise erklärt sich ein charakteristischer Abstand zwischen der Theogonie (9 mal Bronze, 2 mal Eisen) von den ἔργα (jedes 5 mal). — Wie Achill eine schwere eiserne Scheibe als Preis für den besten Diskoswerfer aussetzt, sagt er (Ψ 832 ff.): wer die bekäme, würde vom entlegenen Landgut aus seinen Hirten oder Pflüger nicht in die Stadt zu schicken brauchen um Eisen zu holen, sondern würde für fünf Jahre daran genug haben. Gleich nachher bezeichnet der Verfasser von Ψ die Beile, die der Sieger im Bogenschuß erhalten soll, kollektiv als ἰόεντα σιδήρεον (850). Und

dasselbe Werkzeug ist Δ 485 f. gemeint: τὴν [d. i. αἵρειον] μὲν θ' ἄρματο-
πηγὸς ἀνὴρ αἴθωνι σιδήρῳ ἐξέταμ', ὄφρα ἵτον κάμψῃ περικαλλεῖ δίφρῳ.
Dazu stellt sich aus der Odyssee die ganze Reihe der Stellen, an denen
die Beile, durch deren Öffnungen man hindurchschießen soll, zusammen-
fassend σίδηρος genannt werden: τ 587. φ 3. 81. 97. ι 14. ι 27. 328. ω 168.
ι 77. Ihnen muß wohl φ 61 f. hinzugefügt werden, wo Penelope die Ge-
räte für den Bogenkampf aus der Kammer hervorholt, τῇ δ' ἄρ' ἅμ' ἀμφί-
πολοι φέρον ὄγκιον, ἐνθα σίδηρος κείμε πολλὸς καὶ χαλκός, ἀέθλια τοῖο
ἄνακτος, obgleich hier der Ausdruck kaum weniger allgemein ist als in
dem oben (unter 1) angeführten Formelverse.

5. Und nun endlich die Waffen. Nicht öfter als 7, im Grunde sogar
nur 5 mal sind sie von Eisen, in zwei großen Epen, in denen doch von
Kampf und Mord reichlich die Rede ist. Dabei ist zu bemerken, daß es
zu den allgemein gebräuchlichen Waffen Beiwörter, die vom »Eisen«
hergenommen sind, überhaupt nicht gibt (vgl. S. 313); nur die Keule
des Bötters Areithoos, ein ganz ungewöhnliches Stück, heißt (H 141.
144) σιδηρεῖη κορύνη. Anders ist es Δ 123, wo die Spitze am Pfeile
des Pandaros kurzweg σίδηρος genannt, also vorausgesetzt wird,
daß den Zuhörern Pfeile mit eiserner Spitze bekannt sind. Und dazu
stimmen dann wieder zwei weitere Stellen: Antilochos, der dem Peliden
die Nachricht vom Tode seines Freundes gebracht hat, fürchtet μὴ λαιμόν
ἀπαμήσειε σιδήρῳ (Σ 34); und die Rinder, die dem Patroklos zu Ehren
geschlachtet wurden, ὀρέχθων ἀμφὶ σιδήρῳ σφαζόμενοι (Ψ 30 f.). In
beiden Fällen ist an ein Schwert, vielleicht genauer im zweiten an ein
Messer gedacht; daß dafür einfach σίδηρος gesagt wurde, war nur mög-
lich in einer Zeit, in der eiserne Waffen nichts Ungewohntes mehr waren.
Und dies gilt in noch höherem Grade für den sprichwörtlich ausgeprägten
Gedanken, der in der Odyssee zweimal in gleichem Zusammenhange er-
scheint, zur Rechtfertigung dafür daß Telemach die Waffen aus dem
Männersaale fortgeschafft hat (π 294, τ 13): αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα
σίδηρος.

6. Ganz für sich steht die Erwähnung des Eisens in der Κυκλώπεια:
der heiße Pfahl im Auge des Polyphem zischt so laut wie ein Stück glü-
hendes Eisen, das der Schmied in kaltes Wasser taucht, um es hart zu
machen (ι 393). Dieser Vergleich setzt nicht nur Bekanntschaft mit
eisernen Geräten, sondern, mindestens beim Dichter, auch eine anschau-
liche Vorstellung von der Art, wie es bearbeitet wird, voraus. —

Nach diesem Überblick halten wir an der Grundanschauung fest, daß
die Häufigkeit und noch mehr die Aktualität im Auftreten des Eisens
ein Zeichen für relativ späten Ursprung einer Partie ist. Daß auch die
Ilias zum Abschluß gekommen ist in einer Zeit, als die Kenntnis des

Eisens schon weit verbreitet war, brauchte mir nicht entgegengehalten zu werden; denn das hatte ich selbst gesagt. Und wenn Polak¹⁷⁾ hinzufügt, die Erwähnung des Eisens habe sich von der zur Zeit der Dichter bestehenden Gebrauchsweise aus manchmal durch Zufall da eingeschlichen, wo dem traditionellen Stile gemäß Bronze hätte genannt werden sollen, so ist von diesem Gedanken aus nur noch ein Schritt, und kaum ein merkbarer Schritt, zu dem was ich behaupte. Lebten denn »die Dichter« alle zu gleicher Zeit? War für alle die Versuchung gleich dringend, an Stelle der in der poetischen Sprache noch herrschenden Bronze das Eisen einzusetzen? Vielmehr läßt sich derselbe Fortschritt, wie von der Ilias zur Odyssee und weiter (vgl. S. 313, 315), auch innerhalb der Ilias erkennen. Dem könnte nur widersprechen, wer dieses Epos in dem Sinne für ein Werk aus einem Guß hielte, wie etwa den Roman eines modernen Schriftstellers. Das aber ist eine Auffassung, zu der sich heute auch die eifrigsten Unitarier nicht mehr bekennen wollen.

III. Wenn man die Stellen ins Auge faßt, an denen in ziemlich stereotyper Weise geschildert wird, wie ein Held seine Rüstung anlegt — Paris Γ 328 ff., Agamemnon Λ 17 ff., Patroklos Π 130 ff., Achill Τ 369 ff. —, so meint man, daß dem Dichter Krieger vorschweben, die Brustpanzer, Helm, Beinschienen und Rundschild tragen. Durch die ὅπλοποιία in Σ wird dies bestätigt. Der Schild heißt öfters εὐκυκλος (M 426, Ξ 428; vgl. M 297); er wird mit Leichtigkeit gehandhabt (Υ 163, 278), die Gefährten des Diomedes benutzen ihn als Unterlage für den Kopf, wenn sie auf der Erde ausgestreckt schlafen (K 152). Aber neben den so gerüsteten Kriegern »wandeln, dem Dichter selbst unsichtbar, gespenstergleich Gestalten der Vorzeit, ungepanzert, mit nacktem Oberkörper und »bloßen Schenkeln; um die Hüften schlingt sich, durch einen umgeschmallten Riemen gehalten, der Chiton, zusammengerollt und in die »Höhe gerafft; das Haupt ist bedeckt mit einem flachen Helm, der nur »die Hirnschale schützt; als einzig wirksamer Schutz des Leibes dient »der lange, fast den ganzen Körper deckende Schild«. So beschrieb Hermann Kluge¹⁸⁾ die altertümliche Ausrüstung, deren Besonderheit er zuerst beobachtet hatte. Die Beobachtung war vortrefflich, nicht ganz glücklich formuliert die daran geknüpfte Frage, wie sich diese Gestalten

17) In der früher (S. 112) angeführten Abhandlung S. 423. 18) Kluge, Vorhomerische Kampfschilderungen in der Ilias, Fleckeisens Jahrb. 147 (1893) S. 81—94. Diese verdienstvolle Arbeit ist, obwohl hier schon früher darauf hingewiesen wurde, viel zu wenig beachtet worden. — Reichels »Homerische Waffen« erschienen 1894, die zweite Auflage, »völlig umgearbeitet und erweitert«, 1901, vom Verfasser vorbereitet, doch erst nach seinem Tode von R. Heberdey herausgegeben.

in die Scharen der erzgepanzerten Männer eingedrängt hätten; denn darin lag, unmerklich vorweggenommen, das Urteil, daß innerhalb unserer Ilias die jüngere Bewaffnung das zuerst Gegebene und Eigentliche, die Spuren der älteren etwas Eingefügtes seien. So lautete denn auch die Antwort: der Dichter selbst habe jene ungeschlachten Recken, die Zeugen einer fernen Vergangenheit, unbewußt und »unerkannt in die Schilderungen der eigenen Zeit hineingestellt«. Den umgekehrten Weg schlug Wolfgang Reichel ein, als er, ohne die Vorarbeit zu kennen, kurz darauf dieselbe Betrachtung durchführte. Er nahm nicht den jüngeren sondern den älteren Bestand zum Ausgangspunkt seiner Analyse, und folgerte so: wenn der normale Schild bei Homer der große, längliche, männerdeckende ist, so müssen Stellen, an denen ein runder Bügelschild nicht verkannt werden kann, jüngeren Ursprungs sein. Das traf für die Schilde in der Dolonie (K 152; vgl. 513) ohne weiteres zu, für den des Agamemnon in A war es nun anzunehmen. Das gleiche hatte von den Metallharnischen zu gelten, die der ursprünglichen homerischen Bewaffnung fremd, also, wo sie in der Ilias erscheinen, nachträglich eingedrungen seien.

In der Hauptsache kam Reichel dem Richtigen näher. Der Klugeschen Ansicht steht vor allem die Erwägung entgegen, daß man ihr zuliebe eine Unterbrechung in dem Entwicklungsgange der Poesie annehmen müßte: das ionische Epos wäre etwas Neues und Selbständiges gewesen, neben dem sich Stücke älterer Dichtung abgesondert erhalten hätten, aus denen die ionischen Dichter nur dies und das herübernahmen. Natürlich doch, daß in der kontinuierlichen Fortpflanzung des Heldengesanges mit anderen Zuständen und Einrichtungen auch die alte Bewaffnung wie etwas Selbstverständliches beibehalten wurde, daß nur allmählich und unwillkürlich Züge aus der eigenen Zeit der Dichter sich einschlichen und erst in den spätesten Schichten des Epos die jüngere Vorstellung zur herrschenden geworden ist. Aber allerdings, darin hat wieder Kluge recht, sie ist nun doch, in dem Epos das wir besitzen, die überwiegende. Während, wie schon erwähnt, mehrmals nach der jüngeren Weise erzählt wird, daß ein Held seine Rüstung anlegt, gibt es für den älteren Typus nur ein Beispiel der entsprechenden Beschreibung (O 478 ff.); und der Krieger, dem sie gilt, ist Teukros, der Bruder des Telamoniers Aias, der selbst mit dem schweren Turmschild so fest verbunden ist, daß die Sage seinen Vater wie seinen Sohn danach benannt hat. So werden wir uns auch in diesem Falle darauf beschränken müssen, Bestandteile ältester Überlieferung aus der Masse herauszufinden, und nicht hoffen können, durch Ablösung einzelner hinzugekommener Stücke einen in sich übereinstimmenden ursprünglichen Bestand herzustellen. Vollends unstat-

haft ist es, jüngere Partien, die sich bei dieser Vergleichung etwa erkennen lassen, als Interpolationen zu bezeichnen, wie Reichel getan hat. Denn in einer Zeit, in der, wie er selbst sich ausdrückt, »die Dichtung noch im Flusse war«, gab es noch keine Interpolation, nicht den Unterschied von »echt« und »unecht«, sondern nur von früheren und späteren Schichten. Wer nicht anerkennen will, daß innerhalb der homerischen Poesie beide gleichberechtigt sind, wird dazu gedrängt, so notwendige Teile der Ilias wie den letzten Kampf zwischen Hektor und Achill für »interpoliert« zu erklären. Reichel hat das allerdings nicht getan, sondern sich bemüht, die entscheidende Stelle (X 324 f.) auf altmykenische Bewaffnung zu deuten (S. 40; zweite Aufl. S. 35); aber da hat ihm eben, wie auch sonst manchmal, der Wunsch, Echtes und Altertümliches in möglichst ausgedehntem Maße zu konstatieren, die Unbefangenheit der Beobachtung etwas getrübt. Richtiger urteilte über den Charakter dieser Szene Robert (Studien zur Ilias [1901] S. 224 ff. 245), der die wertvolle Beobachtung machte, daß in allen Kampfszenen, die auf T folgen, fast nur die jüngere (»ionische«) Bewaffnung vorkommt. Freilich, aus dieser Erkenntnis den gegebenen Schluß zu ziehen hat auch er sich gestraubt. Er folgert, daß die echte, altertümliche Erzählung vom Tode Hektors verloren und durch ein neues Stück von ungefähr gleichem Inhalt ersetzt worden sei. Vielmehr zeigt sich hier deutlich, daß unsere Ilias auch in ihrem Grundstocke kein so altertümliches Gedicht ist, wie man früher angenommen hat, sondern daß der Plan dazu erst in der abschließenden Periode der epischen Poesie gefaßt worden ist.

Für das zeitliche Verhältnis von älterer und jüngerer Bewaffnung bieten auch Denkmäler einen Anhalt. Reichel und Kluge waren von solchen ausgegangen, in denen, wie auf der in Mykene gefundenen Dolchklinge mit Löwenjagd, der große, längliche Schild und seine Anwendung anschaulich hervortritt. Aber auf dem Bruchstück einer mykenischen Vase wie in dem Gemälde auf einer Grabstele gleicher Herkunft¹⁹⁾ sind die Krieger mit handlichem Bügelschild, Beinschienen und Wams oder Panzer bewaffnet. Dörpfeld weist hierauf hin, um zu zeigen, daß Reichel nicht recht getan habe nur die frühmykenische Bewaffnung zum Vergleich mit dem Epos heranzuziehen (Athen. Mitteil. 30 [1905] S. 284); offenbar hat sich hier noch innerhalb der mykenischen Periode der Übergang zu derjenigen Weise vollzogen, die Reichel schlechtweg als »ionisch« bezeichnete, und diese Entwicklung ist im Epos zu natürlichem Ausdrucke gekommen. Der Schild, den Agamemnon ergreift, wird A 32 ἀμφιβόρη genannt und doch nachher wie ein Kreisschild beschrieben. Umgekehrt

19) Drerup, Homer, Abb. 13 und 37. Ich zitiere so, weil dieses nützliche Buch jedem zur Hand ist; die Originalpublikationen sind dort angegeben.

heißt es N 715 von den Lokrern, sie hätten keine ἀσπίδας εὐκύκλους gehabt und deshalb ihrem Führer Aias dem Sohne des Oileus nicht ebenso helfen können wie dem Telamonier seine Gefährten, οἳ οἱ σάκος ἐξεδέχοντο, ὅππότε μιν κάματος τε καὶ ἰδρὺς γούνατ' ἴκοιτο (710 f.); hier nennt der Dichter den Schild einen schöngerundeten, während die Situation, die ihm vor Augen steht, den Langschild erfordert. Reichel hat die Ausdrucksweise des Dichters in Λ 32 richtig beurteilt (2. Aufl. S. 42), während er das Beiwort εὐκυκλος — und so auch den κύκλος M 297 — auf ein Oval, also auf die längliche Form, deuten möchte (2. Aufl. S. 20 f.). Aber es ist gar nicht nötig eine immerhin zweifelhafte Interpretation zu Hilfe zu nehmen; daß ein Dichter »aus lebendiger Anschauung keine Vorstellung mehr vom homerischen Schilde hatte«, läßt sich für N so gut annehmen wie für Λ. Wenn in Bildwerken eine entsprechende Vermischung nicht vorkommt — mir ist wenigstens kein Beispiel bekannt, daß die verschiedenen Formen in derselben Darstellung nebeneinander erscheinen —, so erklärt sich das leicht aus dem anschaulichen Charakter der bildenden Kunst, während der Dichter nicht unbedingt genötigt war, von dem, was seiner Beschreibung entspräche, auch nur sich selber ein ganz deutliches Bild zu machen. Hier erinnern denn solche Proben konventioneller Unlebendigkeit besonders stark daran, wie weit hinter der Entstehung unsrer Ilias die Zeit noch zurückliegt, in welcher die Weise homerischer Kampfschilderungen, damals noch nicht stilisiert sondern treu die Wirklichkeit nachzeichnend, zuerst geschaffen worden war.

IV. Daß in den Kämpfen der Ilias die Pferde nicht zum Reiten sondern nur zum Fahren gebraucht wurden, ist vorher erwähnt. Aber über die Berechtigung der Wagen selbst wird gestritten. Edward Kammer hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß in den Büchern Y—X Achill zu Fuß kämpft, obwohl T 392 ff. erzählt ist wie sein Wagen angeschirrt wird, und hat daraus gefolgert, daß der Schluß von T eine spätere Zutat sei. Dieser Gedanke ist dann von Niese dahin erweitert worden, daß überhaupt die Kämpfe der achäischen und troischen Helden ursprünglich zu Fuß gemeint und die Streitwagen erst in einer späteren Periode der Dichtung eingefügt worden seien²⁰). In der Tat könnte man vielleicht eine Zerlegung der Ilias in der Weise durchführen, daß man alle Kampfszenen, in denen ein Wagen erwähnt wird, als eine jüngere Schicht aussonderte und die andern für älter hielte, in denen die Helden zu Fuß sind. Aber das wäre eine Vergewaltigung, in Widerspruch zu dem, was wir sonst über die Geschichte des Wagenkampfes wissen. Schon den

²⁰) Kammer, Zur homer. Frage II (1870) S. 67, und wieder: Ästhet. Kommentar zur Ilias (1906) S. 330. 337. — Niese EHP. 119.

Denkmälern von Mykene und Kreta, vollends denen der geometrischen Periode sind Abbildungen von Streitwagen nicht fremd²¹); und innerhalb des Epos selbst erinnert der alte Beinamen des thessalischen Argos daran, daß die Äoler, schon ehe sie nach Asien hinüberzogen, die Zucht und den Gebrauch des Pferdes kannten. Durch solche Erwägungen ist Ed. Meyer dazu geführt worden, umgekehrt den Wagenkampf bei Homer für eine »Antiquität des traditionellen epischen Stils« zu halten (GA. II § 198). Sehr gut. Und wenn eine solche Antiquität, wo sie vorkommt, auffällt, so folgt hieraus eben, daß der Gesamteindruck des homerischen Kulturbildes kein einheitlicher und nicht der einer mit Absicht archaisierenden Schilderung ist (vgl. oben S. 298 f.), sondern ein zusammengesetzter, dessen oft seltsames Gemenge wir zu verstehen suchen müssen, indem wir die aus ihm gezogenen Beobachtungen mit dem zusammenhalten, was aus anderen Quellen über den Entwicklungsgang der Kultur bekannt ist. In bezug auf den Streitwagen ist dies zunächst von Otto Roßbach geschehen, der nachwies, wie überall bei den Griechen dieses Kampfmittel nie zu der ausgedehnten Anwendung gelangt ist, die es im Orient gefunden hat. Weder in den bildlichen Darstellungen noch bei Homer gebe es Beispiele davon, daß große Wagengeschwader aufeinander prallen; nur einzelne vornehme Krieger bedienen sich des Wagens, die Hauptkraft des Heeres bestehe schon bei Homer wie in historischer Zeit im schwerbewaffneten Fußvolk²²).

Uneingeschränkt gilt das nicht. Reichel (HW.² 120) macht darauf aufmerksam, wie der alte Neleus, um den jugendlichen Nestor an der Teilnahme beim Zuge gegen die Epeer zu hindern, das einfachste Mittel darin fand, daß er ihm die Rosse vorenthielt (Λ 718 f.); Pferde und Wagen waren also für den schwerbewaffneten Adligen ein unentbehrliches Stück der Ausrüstung. Und dabei handelte es sich, jedenfalls in Elis, nicht um einzelne Krieger, sondern um Scharen; sonst hätte Nestor, als es ihm doch gelang jenen Zug mitzumachen, nicht fünfzig Wagen erbeuten können, indem er ebenso viele Kämpferpaare erlegte (Λ 784 f.). Nur für die Achäer vor Troja ist das, was Roßbach sagte, richtig; bei den Troern spielen Wagen und Pferde eine weit größere Rolle. Auf diesen Unterschied — Τρώων θ' ἵπποδάμων καὶ Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων — hat van Leeuwen in einer anregenden Studie hingewiesen²³) und die

21) Vollständige Sammlung und historische Sichtung des Materials bietet Eugen v. Mercklin, »Der Rennwagen in Griechenland«, Erster Teil, Leipziger Dissertation 1909. Er beschäftigt sich allerdings, ausschließlicher als Reichel in dem betreffenden Kapitel der »Homerischen Waffen« (2 S. 120—145), nur mit den Abbildungen und der daraus zu erschließenden Gestalt des Wagens, nicht mit seiner Verwendung im Kampfe.

22) Roßbach, Zum ältesten Kriegswesen, Philol. 51 (1892) S. 7 ff. 23) De heroum Homericorum curribus bellicis. Mnemos. 34 (1906) p. 251—265; wieder CH. p. 148 sqq.

Cauer, Grundfragen der Homerkritik. 3. Aufl.

Frage aufgeworfen, woher und wie nun doch auch ins Heer der Belagerer die Streitwagen gekommen seien. Sie auf Schiffen mitzuführen^{23a)} sei etwas so Großes gewesen, daß der Dichter es doch wohl erwähnt hätte, wenn dies seine Meinung gewesen wäre; unter den Tieren im Lager, die von der Pest befallen werden, nennt er Pferde nicht: so scheine er überall da, wo ihm die Situation beider Parteien deutlich im Bewußtsein ist, den Unterschied zu wahren und die Achäer als Fußkämpfer zu denken, die darauf ausgehen den Gegner vom Wagen herunterzustecken; z. B. A 320f., wo Diomedes und Odysseus das tun.

Streng durchgeführt ist aber auch dieses Verhältnis nicht; es gibt Stellen genug, wo auch auf griechischer Seite der Wagen recht anschaulich in den Verlauf der Ereignisse eingestellt ist. Von der Szene P 605—625 sagt zwar Porphyrios (Schol. A) mit Recht: *λίαν τούτων πέπλεκται ὁ λόγος*; die Unklarheit schwindet aber, wenn man sich genau hinein-denkt²⁴⁾. Idomeneus kämpft sonst immer zu Fuß und beschränkt sich dabei auf den Stellungskampf (*σταδίη ὑσμίνη* N 509—515), weil zum Vorlaufen und Zurückspringen, wie es sonst die *πρόμαχοι* tun, die Füße des Bejahrten nicht mehr hurtig genug sind. Als nun nach dem Falle des Patroklos Zeus einen Rückschlag bewirkt (P 593 ff.), kann Idomeneus, der zu Fuß von den Schiffen hergekommen ist (612), nicht schnell genug mitfliehen: und er würde den Troern zum Opfer gefallen sein (*καί κε Τρωσὶ μέγα κράτος ἐγγυάλιξεν*), wenn nicht Koiranos, der Gefährte und Zügelhalter des Meriones, mit dem Wagen schnell zur Stelle gewesen wäre (614). Er nahm den Idomeneus auf und rettete ihn vor dem Verderben; aber ihn selbst ereilte es nun (615 f.). Denn der Kreterkönig schleuderte, ehe er sich mit dem Wagen zur Flucht wandte²⁵⁾, noch einmal die Lanze gegen Hektor; sie zersplitterte am Brustpanzer, und der Gegenwurf Hektors traf nun den Koiranos unter Kinnbacken und Ohr, daß er vom Wagen stürzte. Meriones, der unter den Fußkämpfern war (Π 609) und blieb (P 668. 717 ff.), bückte sich, hob die Zügel, die dem Sterbenden aus der Hand gefallen waren, vom Erdboden auf und gab sie dem

23a) In einem Siegelabdruck aus Knossos (zuerst veröffentlicht von Evans *Ann. Brit. School* XI [1994/5] p. 13, wiederholt von Malten, »Das Pferd im Totenglauben«, *Jahrb. arch. Inst.* 29 [1914] S. 179—256, Fig. 40) steht ein Pferd vor oder auf einem Schiffe. Malten bemerkt dazu, die Deutung sei nicht sicher. Nilsson, *Gött. gel. Anz.* 1914 S. 525 glaubt hier »ein Zeugnis des Importes nach Kreta« zu erkennen. Ein solcher muß jedenfalls — ob von N. oder von SO. wird gestritten — in sehr früher Zeit stattgefunden haben; die in der Ilias gemachte Voraussetzung enthält also nichts an sich Undenkbares.

24) Bentley vermutete P 610 Ἰδομενῆος statt Μηριόναο, Düntzer u. a. haben so gedruckt: nur scheinbar eine Hilfe. Das Richtige sah Eickholt, *Ztschr. f. Gymnw.* 22 (1869) S. 224 in einer Rezension von Düntzers Ilias. 25) Aber doch wohl nachdem er ihn bestiegen hatte; dies ist der einzige Punkt, der mir zweifelhaft bleibt.

Idomeneus, der dann sogleich den Schiffen zu fuhr (619 ff.). Mag der Dichter der nachschaffenden Phantasie diesmal etwas viel zugemutet haben: darüber kann kein Zweifel sein, daß er einen bewegten Vorgang vor Augen hatte, in dessen Mittelpunkt der Wagen stand. — Der Ätoler Diomedes kämpft in Λ, wie wir gesehen haben, zu Fuß. Dabei wird er verwundet und springt nun erst (396—400) auf den Wagen, der ihm also nahe geblieben war. Am Tage vorher hat er, als es zur Flucht ging, den bedrängten Nestor auf seinen Wagen genommen (Θ 99—117); beide fahren jetzt dem Hektor entgegen, dessen Wagenlenker der Tydide erlegt (119 f.); aber ein Blitzstrahl von Zeus bestimmt ihn den Alten gewähren zu lassen, der umkehren will: φύγαδ' ἔτραπε μώνυχας ἵππους (157). Vollends am ersten Tage, in seiner ἀριστεία, ist ausführlich und anschaulich erzählt, wie Diomedes vom Wagen herab kämpft: das sind altertümliche Bestandteile der Dichtung. Alter Überlieferung entspricht es doch auch, daß der Gerenische Reisige Nestor immer seinen Wagen zur Hand hat, auf dessen Benutzung er allerdings durch das Alter angewiesen ist. Die tödliche Verwundung eines seiner Pferde (Θ 81 ff.) gibt den Anlaß, daß Diomedes sich seiner annimmt; am folgenden Tage steht er selbst mitten im Kampfe (Λ 501), als Machaon verwundet wird, und besteigt nun mit diesem den Wagen, um den Arzt in Sicherheit zu bringen (513 f.). Doch zu den ältesten Gestalten der Sagen von Hektor gehört Aias mit dem riesenhaften Schilde; nirgends wird erwähnt oder daran gedacht, daß er einen Wagen bestiegen habe. Daß Odysseus keinen Wagen mitgebracht hat und immer zu Fuß erscheint, erklärt sich aus der Natur seines Heimatlandes. Aber der Pelide selbst, der ja in Thessalien zu Hause ist, besitzt zwar einen Wagen und weiß ihn grausam zu gebrauchen, doch nicht im Kampfe; und unter den Eigenschaften, durch die er alle überragt, wird die Schnelligkeit der Füße besonders oft und in stehenden Beiwörtern gerühmt. So läßt sich das Verhältnis von Kämpfern zu Wagen und zu Fuß im Achäerheere nicht auf eine einfache Formel bringen; das Problem harret noch der Lösung, d. h. der entscheidenden Fragestellung.

V. Nicht ganz so verwickelt liegen die Dinge auf einem Gebiete, das freilich im Epos nur gelegentlich berührt wird. Nachdem van Leeuwen gezeigt hatte, daß die Wohnungen der Helden sehr viel einfacher gedacht sind als man früher glaubte, hat Ferdinand Noack²⁶⁾ diese Beobachtung weitergeführt und durch Vergleichung der bei Homer gegebenen Andeutungen mit den in Kreta und Griechenland aufgedeckten

26) van Leeuwen, *De Ulixis aedibus*, Mnemos. 29 (1901) p. 221—231, wiederholt mit einigen Änderungen, in denen Noacks Buch berücksichtigt ist, CH. p. 187 sqq. Noack, *Homerische Paläste. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos*. 1903.

Palästen eine wichtige Erkenntnis gewinnen helfen. Das Haus, das in den Schilderungen der Ilias vorausgesetzt wird und noch in denen der Odyssee die Vorstellung beeinflusst, besteht in einem einzigen Megaron; hier spielte sich das ganze Leben des Tages ab, hier saß die Frau mit den Mägden bei der Arbeit während der Hausherr seine Waffen putzte (Z 321 ff.), hier wurden die Gäste bewirtet, und im innersten Teile eben dieses Raumes (μυῦ δόμου ὑψηλοῖο) hatte das Ehepaar sein Lager. Für erwachsene, gar verheiratete Kinder gab es besondere θάλαμοι; aber ein Gast, auch der geehrteste, erhielt sein Lager in der Vorhalle angewiesen, weil weitere Räume fehlten. Daß diese Knappheit zu der Pracht des phäakischen Königspalastes nicht stimmt, liegt auf der Hand; trotzdem schläft auch dort Odysseus ὑπ' αἰθούσῃ ἐριδούπῃ (η 345. 336); so mächtig ist der Zwang des Konventionellen²⁷⁾. Der Dichter hat den Widerspruch gar nicht bemerkt. Aus entgegengesetztem Grunde ist die Unterbringung in der Vorhalle in Ω auffallend, wo ja nicht von einem festen Gebäude sondern von einer Lagerhütte (κλισίῃ), allerdings von einer sorgfältig angelegten (Ω 449—456), die Rede ist: den Dichter hat dies wenig gestört, weil er — mehr als irgend ein anderer in der Ilias — mit Formelversen arbeitet. Und doch scheint er hier irgendwie Anstoß genommen zu haben; denn er legt dem Achill (650 ff.) eine umständliche und unwahrscheinliche Erklärung in den Mund, weshalb der Greis draußen sein Lager angewiesen erhalte²⁸⁾. Noack sagt (S. 43), hier verrate sich der Epigone, der eine alte Sitte nicht mehr verstehe und sich gedrungen fühle sie zu entschuldigen. Dem hat Felix Bölte widersprochen: Achills Rede, die auf wirksamen mündlichen Vortrag berechnet sei, müsse scherzhaft verstanden werden; im Scherz stelle er es als eine ungewöhnliche Vorsichtsmaßregel hin, daß Priamos in der Halle schlafen soll, während es durch-

27) In der Erzählung, meinte ich, und möchte daran doch festhalten. Etwas anders Pfuhl (Festgabe Hugo Blümner usw. S. 202): Im Palaste von Tiryns »hätten Gäste gewiß »nicht in der Vorhalle des Megaron zu schlafen brauchen; aber das brauchten sie auch in den »homerischen Palästen nicht, wo genug Thalamoi frei oder freizumachen waren, wie in dem »gastreichen Hause des Kallias bei Platon ein Tameion (Protag. 3/4 ff.). Man folgte nur »einer alten Sitte aus der Zeit des einzelligen Hauses, wenn man die Fremden immer noch »im Prodomos bettete«. Der Verf. erläutert seinen Gedanken durch ein eignes Reiseerlebnis aus Eresos auf Lesbos. 28) Dietrich Mülher NJb. 17 (1906) S. 45, am Schluß eines Aufsatzes über »die Phäakendichtung der Odyssee«, vermutet auf Grund dieser Äußerung Achills, daß »in dem letzten Teile der Ilias der Bearbeiter in der Hauptsache einer Quelle gefolgt« sei, »in der Achill der Hauptheld, der alleinige, von eigenen Geronten umgebene Heerkönig war, in der Agamemnon überhaupt nicht vorkam«. Danach hätte sich im Ω das Schlafen in der αἰθούσα, aus Rücksicht auf mögliche Störung, naturgemäß ergeben und wäre von da in die Odyssee übernommen worden. Nach meiner ganzen Ansicht von der Natur des letzten Gesanges vermag ich solcher Auffassung nicht Raum zu geben.

aus dem Brauche entspreche²⁹⁾. Ich vermag Böltes feinsinniger Deutung in diesem Falle nicht ganz zu folgen, obwohl er ἐπικετομέων (649) richtig erklärt. Zu einem Scherz ist die Situation doch wenig angetan, und Achill könnte sich nicht wundern, daß es ihm damit bei Priamos nicht geglückt wäre (689). Vielmehr äußert sich in seinen Worten eben die Verlegenheit des Dichters, der, nachdem er einmal das Nachtlager als formelhaften Teil der Gastfreundschaft mit hereingenommen hatte, sich auch an die αἶθουσα gebunden glaubte.

Sehen wir nun aber die Grundrisse der ausgegrabenen Paläste an, so sind nicht nur die kretischen mit ihrer reichen Anlage völlig von der aus dem Epos noch erkennbaren Einfachheit verschieden, sondern auch die Königshäuser der mykenischen Blütezeit — in Arne, Mykene, Tiryns — gehen über jenen ursprünglichsten Typus hinaus, indem sie ihn vervielfacht zeigen. Noack, der dies einleuchtend darlegt (S. 20. 22), hat damit den Schluß vorbereitet, daß die Zeit, welche den epischen Stil geschaffen hat, noch am Anfang derjenigen Periode steht, die wir die mykenische nennen. Aber vor dieser Folgerung schreckt er zurück (S. 71 f.): man könne »sich ja nicht zu der Annahme versteigen, daß das Epos hierin vormykenische Zustände widerspiegele«. Warum denn »vormykenische«? Die Perioden sind doch nicht so fest abgegrenzt, daß wir gehindert wären, eine einfachste Form des Wohnhauses, die in den Bauten der Könige von Mykene und Tiryns als grundlegendes Element verwendet ist, der mykenischen Frühzeit zuzusprechen. Für den Ausgangspunkt epischer Kunstübung wird hierdurch nur das bestätigt, was wir bei den Schilden und noch auffallender bei den Metallen gefunden haben: in die fernste Vergangenheit wird er gerückt. Gewiß ein annehmbareres Resultat als der Ausweg, auf den sich Noack gedrängt sieht: zu postulieren, daß jene alte Hausanlage »als fester Typus die mykenische Zeit überdauert« und dann erst in die homerische Dichtung Eingang gefunden habe. Das erste ist ohne weiteres zugegeben — in dieser langen Zeit sind doch nicht bloß Paläste gebaut worden —; das zweite würde allem widersprechen, was wir bisher über die Entstehungszeit des epischen Stiles erkannt haben.

Die Willkür, mit der Noack eine von ihm selber fast schon gewonnene wichtige Erkenntnis zum Schluß wieder austreicht³⁰⁾, hat vielfachen Widerspruch hervorgerufen. Dörpfeld verwahrte sich dagegen, daß ein

29) Bölte, Rhapsodische Vortragskunst, NJb. 19 (1907); S. 575 f. 30) Mein Einspruch dagegen, hier aus NJb. 15 (1905) S. 7 wiederholt, hat ausdrückliche Zustimmung gefunden bei Goebler, »Die kretisch-mykenische Kultur und ihr Verhältnis zu Homer« (Preuß. Jahrb. 130 [1907] S. 468 f.). — Vollständig angenommen sind Noacks Ansichten von Pernice, Griech. u. röm. Privatleben (bei Gercke-Norden II [1910; 2. Aufl. 1912] S. 16—19).

so gewaltsam hervorgebrachtes Resultat »dazu benutzt werde, um die Entstehung der homerischen Gedichte in die nachmykenische Zeit zu verweisen«, und fand selbst zwischen mykenischen und homerischen Palästen, den des Odysseus eingeschlossen, Übereinstimmung in allem Wesentlichen³¹⁾. Das war nun doch wohl etwas allzu summarisch gesprochen; Dörpfeld scheidet nicht scharf genug zwischen Entstehung der epischen Sangeskunst mit ihrem die folgenden Geschlechter beherrschenden Stil und der fortführenden, zuletzt abschließenden Tätigkeit, durch die unsere Ilias und Odyssee geschaffen worden sind. Man kann — mit Noack — anerkennen, daß jene erste Entstehungszeit den einfachsten Haustypus vor Augen hatte, der den Gast für immer in die αἶθουσα gebracht hat, und doch seinen Versuch ablehnen, die ausgebildete Wohnung des Odysseus mit dem ὑπερώϊον der Königin durch Annahme nachträglicher Umdichtung und Interpolation zu eliminieren³²⁾. — Oelmann untersuchte die erhaltenen Grundmauern eines Herrenhauses in Gurnia im östlichen Kreta. Hier fand er bescheidnere Verhältnisse als in den Palästen und glaubte, »bei kritischer Betrachtung« durchgängige Übereinstimmung mit dem homerischen Hause zu erkennen³³⁾. An ihn konnte in diesem Punkte Ernst Pfuhl anknüpfen, als er zwei Jahre später »vorgriechische und griechische Haustypen« eingehend behandelte³⁴⁾. Auch er urteilt: »Die epischen Paläste sind wirklich von mykenischem Typus, mit der gleichen Freiheit im einzelnen. Es besteht kein prinzipieller, im ganzen nicht einmal ein gradueller Unterschied«. Auch was wir in der Odyssee über die Einrichtung einer Gynäkonitis im Oberstock erführen, betreffe mehr die Benutzung als die Anlage des Hauses. Dem kann ich nicht mehr zustimmen, und ebenso wenig der grundsätzlichen Bemerkung, daß Noacks frühere Ansicht richtiger gewesen sei als seine spätere. Nach dem, was sich aus konventionellen Zügen in Homers Erzählung schließen läßt, besteht zwischen einem Königshaus, wie der Dichter es sich dachte, und denen, die in Kreta, Mykene, Tiryns ausgegraben sind, wirklich ein Unterschied. Ihn empfunden und im einzelnen nachgewiesen zu haben bleibt Noacks Verdienst. Den Entwicklungsgang aus der »Keimzelle« des geradlinigen Einzelhauses zur gegliederten Palastanlage, den Pfuhl verfolgt³⁵⁾, hat der epische Stil

31) Dörpfeld, »Die kretischen, mykenischen und homerischen Paläste«, Athen. Mitteil. 30 (1905) S. 257 ff. Die angezogenen Stellen S. 283 f. 279. 32) Von welcher Seite her in diesem Punkte Noacks Irrtum (S. 64 f.) entstanden ist, habe ich NJb. a. a. O. 8 dargetan.

33) F. Oelmann, Ein achäisches Herrenhaus auf Kreta. Jahrb. archäol. Inst. 27 (1912) S. 38—51; besonders S. 42. 34) An der schon Anm. 27 erwähnten Stelle: »Festgabe Hugo Blümner überreicht zum 9. August 1914«, S. 186—209. Die angeführten Stellen S. 202—204.

35) Wie sich das Nebeneinander von viereckigem Haus und Rundhaus (so die θόλος in χ) erkläre, wo jedes der beiden herstamme, wie und wo sie zusammen-

nicht mitgemacht. Er begleitete, im wesentlichen unverändert, die am Epos schaffenden Dichter von den frühesten zu den späteren; nur in der Odyssee, wo das Haus mit seinen Innenräumen den Schauplatz der Handlung bildete, drängte sich das Bewußtsein von seiner moderneren, reicheren Gestalt auch in der Darstellung hervor.

VI. In ferne Vergangenheit zurück führen uns auch manche Einzelheiten des Formelwesens bei der Bestattung, des sachlichen wie des sprachlichen. Herrschend ist die Sitte, den Toten zu verbrennen (Ψ , Ω ; vgl. H 408/10. λ 74. μ 3. ω 67). Indem aber das Verbum $\tau\alpha\rho\chi\upsilon\epsilon\iota\nu$, das doch eigentlich »einpökeln, dörren« bedeutet, in dem allgemeineren Sinne von »bestatten« angewendet wird (H 85. Π 456f.), verrät sich eine Erinnerung an den Brauch, der den Vorgängern im Heldengesange vertraut gewesen sein muß, daß die Leichname künstlich konserviert wurden, so daß sie beigesetzt werden konnten. Dafür spricht auch der sonst unverständliche Zug (Ψ 170. ω 68), daß Gefäße mit Honig — der einst benutzt worden war, um den Körper luftdicht einzuhüllen — auf den Scheiterhaufen gestellt werden. Helbig (HED. ² 55 f.) hat aus beiden Tatsachen den richtigen Schluß gezogen, auch nicht verkannt, daß dadurch der Abstand zwischen homerischem und mykenischem Ritus vermindert wird. In den Schachtgräbern wurden die Verstorbenen unverbrannt beigesetzt, unter Beifügung von Gebrauchsgegenständen und Schmuckstücken, die sie in ihr verändertes Dasein mitnehmen sollten. Das heißt $\kappa\tau\epsilon\rho\epsilon\alpha$ $\kappa\tau\epsilon\rho\epsilon\iota\zeta\epsilon\iota\nu$, »die Besitztümer mitgeben«, wie von Menelaos, dessen wackerer Steuermann Phrontis bei Sunion starb, erzählt wird, er sei dort an Land gegangen, $\delta\phi\rho'$ $\epsilon\tau\alpha\rho\omicron\nu$ $\theta\acute{\alpha}\pi\tau\omicron\iota$ $\kappa\alpha\iota$ $\epsilon\pi\iota$ $\kappa\tau\epsilon\rho\epsilon\alpha$ $\kappa\tau\epsilon\rho\iota\sigma\epsilon\iota\nu$ (γ 285). Das Gleiche konnte auch im Kenotaphion geschehen (α 291 = β 222). Und die Sitte wurde beibehalten, als man dazu übergegangen war, die Leiche zu verbrennen; da wurden, dem ursprünglichen Sinne des Mitgebens nicht mehr entsprechend, Waffen und Geräte mitverbrannt (Z 418. λ 74. [und μ 13]; doch wohl auch Ω 38). Endlich wurde das Verbum $\kappa\tau\epsilon\rho\epsilon\iota\zeta\epsilon\iota\nu$ auch mit persönlichem Objekt verbunden und bedeutete dann, wie $\tau\alpha\rho\chi\upsilon\epsilon\iota\nu$, »feierlich bestatten« (Λ 455. Σ 334. X 336. Ψ 646. Ω 657). Von diesem ganzen Stufengang finden sich bei Homer die Beispiele. Auch der Begriff des $\theta\acute{\alpha}\pi\tau\epsilon\iota\nu$ hat sich verschoben: der Ausdruck umfaßt (Ψ 71. Ω 665. μ 12) das Verbrennen mit, nachdem dies Brauch geworden war. Doch gibt es Stellen, an denen sich die Erweiterung des Sinnes nicht bemerkbar macht (T 228. Φ 323. Ψ 630); und in einem Falle wie dem des

gekommen sind, ist eine interessante Frage, auch für die homerischen Verhältnisse nicht ohne Belang, der wir jedoch hier nicht nachgehen können. Schuchhardt, Alteuropa (1919) S. 133, 239, stimmt der Hypothese von Henning (1887) zu, daß das Megaron-Haus mit Vorhalle altarisch sei und sich vom Norden aus nach der Balkan-Halbinsel verbreitet habe.

Phrontis ist wohl nur daran gedacht, daß der Leib in der Erde geborgen wurde. Dieselbe ursprüngliche Bedeutung möchte ich Ω 611 f. annehmen, wo kurz berichtet wird, daß die Kinder der Niobe von den Göttern begraben worden seien, und vielleicht ω 417, sofern der Verfasser dieser Stelle selber eine klare Vorstellung gehabt hat, was er meine. Habe ich für γ 285 und Ω recht, so hat das Verfahren der einfachen Beerdigung neben dem der Verbrennung noch in der Zeit unseres Epos bestanden; hätte ich nicht recht, so bliebe doch sicher, daß es noch bestanden hat, als der epische Stil sich bildete, also der Heldengesang schon in der Entwicklung begriffen war.

Ein Bewußtsein davon, daß die Sitte des Verbrennens nicht die ursprüngliche war, zeigt noch der Dichter des H, indem er erzählt, wie man dazu gekommen sei. Nestor, wo er den Rat gibt das Lager zu befestigen, habe auch empfohlen die Gefallenen zu verbrennen, so daß nur die Knochen übrig blieben und in die Heimat mitgenommen werden könnten, für die Kinder, H 332 ff.:

αὐτοὶ δ' ἀγρόμενοι κυκλήσομεν ἐνθάδε νεκροὺς
 βουσί καὶ ἡμιόνοισιν· ἀτὰρ κατακήομεν αὐτοὺς
 τυτθὸν ἀποπρὸ νεῶν, ὥς κ' ὅστέα παισὶν ἕκαστος
 335 οἴκαδ' ἄγῃ, ὅτ' ἂν αὖτε νεώμεθα πατρίδα γαῖαν.
 τύμβον δ' ἄμφι πυρὴν ἕνα χεύομεν ἑξαγαγόντες
 ἄκριτον ἐκ πεδίου· ποτὶ δ' αὐτὸν δείμομεν ὦκα
 πύργους ὑψηλοὺς κτέ.

Der sprachliche Ausdruck, παισὶν ἕκαστος, ist allerdings recht ungeschickt. Aus anderen Gründen hat Aristarch 334/5 athetiert: ὅτι οὐ διὰ τοῦτο ἐκαίοντο, ὅπως τὰ ὅστα κομίσωνται, ἀλλὰ συνηθεία· καὶ γὰρ οἱ ἐπὶ τῆς ἰδίας τελευτῶντες ἐκαίοντο. καθόλου οὖν οἶδε πυρὶ καιομένους τοὺς πάλαι, καὶ ἐνταῦθα τιθεμένους ὅπου καὶ ἐτελεύτησαν. ἐναντιοῦται δὲ καὶ τὰ ἐξῆς »τύμβον δ' ἄμφι πυρὴν ἄκριτον ἐκ πεδίου«, ἀδιαχώριστον, ἀδιάστατον, τουτέστι πολυάνδριον· πῶς οὖν, »ὥς κ' ὅστέα παισὶν ἕκαστος«; Das Argument der συνηθεία haben wir bereits erledigt. Für das andre vergleichen wir Ψ 252—256, wo auch ἄμφι πυρὴν ein Hügel aufgeschüttet, die Gebeine des Patroklos aber in einer goldnen Schale im Zelte des Peliden verwahrt werden³⁶). Trotzdem haben sich viele neuere Gelehrte dem Urteil des Alexandriners angeschlossen, ohne recht zu bedenken, daß das doch ein ungewöhnlich gescheiter Interpolator gewesen sein müßte. Nicht nur hätte er eine ver-

36) Hier ist es, auch ohne Rücksicht auf H, das Natürliche, an den auch aus historischer Zeit bezeugten Brauch zu denken, daß die Gebeine des Verstorbenen in seine Heimat gebracht werden (vgl. z. B. Thukyd. II 34; VI 71). Dem tut es keinen Abbruch, daß in der Odyssee (γ 109 ff. ω 76 ff.) eine andre Vorstellung besteht.

nünftige Frage im stillen aufgeworfen und darauf eine mindestens vernünftige, vielleicht sogar richtige Antwort gegeben — daß das unstete Dasein der auf Eroberung Ausgezogenen in Kleinasien mitgewirkt habe, eine Änderung der heimatlichen Sitte herbeizuführen, war auch Rohdes Vermutung (*Psyche* I² 41. 47 f. 3 vgl. unten Kap. 5 II) —; der Interpolator hätte sich auch in die Eigenart der Partie, die er erweitern wollte, besonders gut hineingedacht. Denn auch, was unmittelbar folgt, dient dem Zweck historischer Erklärung: wie es gekommen sei, daß in späteren Gesängen der *Ilias* eine Lagerbefestigung vorhanden ist, um die gekämpft wird. Das wird denn doch wohl derselbe Autor gewesen sein. Aber allerdings, die Bedenken, denen er mit seinen Erfindungen zu begegnen sucht, sind nicht die von naiven Zuhörern; sie lassen eher ein lesendes Publikum vermuten, mit denen es dieser späte Dichter schon zu tun gehabt hätte. Daß er wirklich zu den spätesten derer gehörte, die an der *Ilias* gearbeitet haben, kann erst in größerem Zusammenhange, bei Analyse der gesamten Komposition, bestätigt werden.

Hier aber erhebt sich nun eine andre Frage. Wenn tatsächlich in der Zeit zwischen den Anfängen des Epos und seiner Vollendung ein Wechsel der Sitte stattgefunden hat, wie ist es dabei zugegangen? So einfach, wie im *H* erzählt wird, natürlich nicht, daß eines Tages ein kluger Mann aufstand und den Vorschlag machte. Gerade in Gebräuchen des Totenwesens sind überall die Völker besonders konservativ. Bisher hatte man alle Sorgfalt darauf verwandt, den Leichnam unzerstört zu erhalten durch Einreiben fäulniswehrender Essenzen, Einflößen durch die Nasenlöcher (wovon *Π* 670. T 38 f. noch eine Vorstellung geben, vgl. *Hdt.* II 86), durch Umhüllen mit Honig; wie konnte man sich entschließen, ihn statt dessen auf einmal zu Asche zu verbrennen? — Darüber hat Wilhelm Dörpfeld nachgedacht, und ist auf die Vermutung gekommen³⁷⁾, das Feuer habe bei dem früheren Verfahren schon Verwendung gefunden, um dem Körper durch Dörrung Feuchtigkeit zu entziehen und ihn so widerstandsfähiger zu machen. Das Neue, wozu man unter dem Zwang äußerer Verhältnisse überging, sei also kein völlig Neues gewesen. Für

37) Dörpfeld, »Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland«, *Mélanges Nicole* (1905) p. 95—104, und wieder: »Die Totenbestattung im alten Griechenland«, *Südwestdeutsche Schulblätter* 1908 Nr. 8. Auf Punkte in seiner Theorie, die noch der Aufklärung bedürften, hat Burrows hingewiesen, *Discoveries in Crete* (1907) p. 211 f. Sehr entschieden gegen Dörpfeld erklärten sich Ernst Pfuhl, *Gött. Gel. Anz.* 1907 S. 667—671 (in einer Rezension der Schrift von Zehetmaier »Leichenverbrennung und Leichenbestattung im alten Hellas«, 1907), und Carl Rouge, »Bestattungssitten im alten Griechenland«, *NJb.* 25 (1910) S. 385—399, wo auch weitere Literatur zu finden ist. Rouge hat die schwachen Punkte in Dörpfelds Theorie scharf hervorgehoben, für das Positive darin keinen Blick gehabt. Dörpfelds Antwort, »Zu den altgriechischen Bestattungssitten«, *NJb.* 29 (1912) S. 1—26.

diese Annahme hätte er sich auf den Wortlaut der Bitte berufen können, die der flehende Hektor noch an den Sieger richtet, X 342 f.:

σῶμα δὲ οἶκαδ' ἐμὸν δόμεναι πάλιν, ὄφρα πυρὸς με
Τρῶες καὶ Τρώων ἄλοχοι λελάχωσι θανόντα.

Wörtlich ebenso H 79 f., und noch zweimal ähnlich. Dem Feigling hat Hektor gedroht O 349 f.: οὐδέ νυ τὸν γε γυντοί τε γυνταί τε πυρὸς λελάχωσι θανόντα. Und von dem schlafenden Peliden nimmt die Seele des verstorbenen Freundes Abschied Ψ 75 f.: οὐ γὰρ ἔτ' αὖτις νίσσομαι ἔξ Ἀΐδαο, ἐπὶν με πυρὸς λελάχητε. Die Aoristform λέλαχον ist überhaupt ganz selten; bei Homer findet sie sich nur an diesen vier Stellen, und nur hier in der eigentümlich faktitiven Bedeutung. Es ist eine alte Formel, und muß entstanden sein in einer Zeit, wo es richtig war, daß man den Toten, wie wir sagen könnten, »vom Feuer etwas abbekommen ließ«³⁸). Dörpfeld hat von diesem charakteristischen Zuge keinen Gebrauch gemacht; sein Beweis stützt sich auf sachliche Beobachtungen und Erwägungen.

Schon früher hatten Schliemann und Stamatakis »aus der Asche, welche »über dem Boden [der mykenischen Schachtgräber] und bisweilen über »die Skelette selbst verbreitet war, den Schluß« gezogen, »daß die »Leichname in den Gräbern selbst einem dürftigen Feuer ausgesetzt »und demnach unvollkommen verbrannt worden seien«³⁹). Daran knüpfte Dörpfeld an, indem er die Aschenreste ebenso erklärte. Zu allen Zeiten seien bei den Griechen Brennung und Beisetzung verbunden gewesen; das Neue bei den Trojakämpfern habe nur darin bestanden, daß man sich entschloß aus dem καίειν ein κατακαίειν zu machen. Entsprechend habe es später, um zu der älteren Weise zurückzukehren, keines eigentlichen Bruches der Tradition bedurft; die Behandlung der Leiche mit Feuer, die zeitweise verstärkt worden war, sei nur wieder schwächer gemacht worden. Dieser Ansicht diene zur Bestätigung die bekannte Stelle in Platons Phädon 64 (p. 114 D/E), wenn man sie nur richtig verstehe. Kriton hat den Meister gefragt: »Auf welche Weise sollen wir dich bestatten?« und bekommt die Antwort: »Wie ihr wollt, vorausgesetzt, daß ihr meiner habhaft werdet«. Damit wendet sich Sokrates zu den übrigen und bittet sie, den Freund zu beruhigen und ihm gegenüber die entgegengesetzte Bürgschaft zu übernehmen, wie Kriton sie seinerzeit den Richtern angeboten habe: Οὗτος μὲν γάρ, ἢ μὴν παραμενεῖν. ὑμεῖς δὲ ἢ μὴν μὴ παραμενεῖν ἐγγυήσασθε, ἐπειδὴν ἀποθάνω, ἀλλὰ

38) Nicht ganz klar ist der Ausdruck πυρὸς μελισσόμεν (H 410) »vom Feuer aus begütigen«. Daß dabei an lustrale Reinigung gedacht sei, vermutet gegen Rohde (I² 31) Albrecht Dieterich, *Nekyia* (1893) S. 197. 39) Der kurze Bericht nach Helbig HE. I [1884] S. 39 (= 51 f.), wo die genaueren Nachweise gegeben sind.

οἰχῆσθαι ἀπὸντα, ἵνα Κρίτων ῥᾶον φέρῃ καὶ μὴ ὀρῶν μου τὸ σῶμα ἢ καίόμενον ἢ κατορυπτόμενον ἀγανακτῇ ὑπὲρ ἐμοῦ ὡς δεινὰ πάσχοντος, μηδὲ λέγῃ ἐν τῇ ταφῇ, ὡς ἢ προτίθεται Σωκράτῃ ἢ ἐκφέρει ἢ κατορύττει. Wie mit den letzten Worten nicht drei Arten der Bestattung, sondern drei aufeinanderfolgende Teile der feierlichen Handlung gemeint sind, so sei es auch vorher bei ἢ καίόμενον ἢ κατορυπτόμενον. Kritons Frage zu Anfang habe sich auf die genauere Ausgestaltung der Feier bezogen, nicht etwa auf eine Wahl zwischen Verbrennung und Beerdigung.

Der Grundgedanke der Hypothese, dem ich von vornherein lebhaft zugestimmt habe, scheint mir immer noch richtig. Er würde es bleiben, auch wenn sich herausstellen sollte, daß der Zustand in historischer Zeit ein etwas anderer gewesen ist, als Dörpfeld annimmt. Und das dürfte allerdings zutreffen. Hier sind wir nicht auf Schlußfolgerung aus gelegentlichen, literarisch überlieferten Äußerungen angewiesen, sondern haben unmittelbare Zeugnisse in zum Teil umfangreichen Grabanlagen, die das eine Verfahren neben dem andern zeigen. Auf dem Dipylon-Friedhofe sind Bestattungsgräber um ein wenig zahlreicher als Brandgräber; in den Nekropolen von Megara Hybläa, Syrakus, vollends Samos Bestattungen gegen Verbrennungen stark im Übergewicht⁴⁰). Danach ist es doch mindestens nicht unmöglich, Kritons Frage an Sokrates im Sinn einer Alternative zu fassen und dem entsprechend nachher das ἢ καίόμενον ἢ κατορυπτόμενον zu erklären. Den Nachweis zu führen, daß auch »in der klassischen Zeit« alle Toten, ehe man sie beisetzte, gebrannt wurden, ist Dörpfeld nicht gelungen; auch aus einer Stelle wie Lukian *περὶ πένθους* 21 folgt es nicht⁴¹). Das verträgt sich aber sehr wohl mit der Annahme, daß von den Ausgängen der heroischen Zeit an der Anteil des Feuers allmählich verringert worden sei; die Verringerung hätte denn eben so weit geführt, daß manche ganz darauf verzichteten, wobei, wie Pernice erinnert (Gercke-Norden II²), rein praktische Gründe, z. B. Kostbarkeit des Brennmaterials, mitbestimmend gewesen sein können. Jedenfalls bleibt es nicht nur ein Verdienst von Dörpfeld, die Frage gestellt und ernsthaft angegriffen zu haben, auf welche Weise und aus welchen Ursachen sich zweimal die Sitte gewandelt habe, sondern auch mit dem Grundsätzlichen der Antwort ist er den anderen überlegen. Dies am deutlichsten mit bezug auf den Übergang aus der mykenischen in die homerische Zeit. An sich liegt es ja nahe, mit Rouge (NJb. 1910 S. 396f.) das Vorhandensein entgegengesetzter Bestattungsarten auf

40) Genaneres, mit Angabe der Literatur, bei Pernice (Gercke-Norden II), Privatleben IV. 41) Bei Dörpfeld NJb. 1912 S. 17. Auf andere bemerkenswerte Stellen, die er anführt, kann ich hier nicht eingehen; nur auf Euripides Alk. 365. 607 (S. 24) sei noch hingewiesen.

Mischung der Bevölkerung zurückzuführen; nur hat bisher nicht ausgemacht werden können, welche der beiden Arten die indogermanische, also den Griechen angestammte, welche die von Fremden übernommene war; und vollends unerklärt bliebe die Tatsache, daß derselbe Wechsel zweimal, in entgegengesetzten Richtungen, stattgefunden hat. Da ist es doch eine natürliche Vermittlung, anzunehmen, daß die Elemente beider Sitten schon in mykenischer Zeit verbunden gewesen seien.

Der Vermutung allerdings, daß die Aschenreste in den Schachtgräbern von Leichenbrand herrührten, hat schon Helbig widersprochen (oben Anm. 39); und wenn Dörpfeld in seiner Antwort an Rouge hervorhebt, »daß es im allgemeinen sehr schwer, ja fast unmöglich ist, die Nichtanwendung von Feuer an den Gräbern positiv festzustellen« (NJb. 1912 S. 5), so schiebt er die Pflicht des Beweises dem Gegner zu, während es doch eigentlich heißen muß: *Affirmanti incumbit probatio*. Aber nun hat er (S. 18) seine Deutung des Befundes durch ein paar wertvolle Zeugnisse alexandrinischer Wissenschaft gestützt, zunächst Schol. AB zu Δ 99 πυρῆς ἐπιβάντ': ὅτι οἱ ἀρχαῖοι τὰ σώματα οὐκ ἔθαπτον ὑπὸ γῆν, εἰ μὴ πρότερον ἔκαυσαν. Der Urheber dieser Notiz wußte natürlich nichts von unsrer Unterscheidung zwischen mykenischer und homerischer Kultur; die »Alten« waren ihm die Menschen der homerischen Zeit, und von denen war ihm klar, daß sie ein aus Brennung und Beerdigung zusammengesetztes Verfahren der Totenbestattung geübt hatten. Dieselbe Ansicht tritt im Scholion A zu A 52 hervor, αἰεὶ δὲ πυραὶ νεκῶν: τὸ παλαιὸν τὰ σώματα τῶν θνησκόντων πρότερον ἐκαίετο διὰ τὸ ἀπέριττα γίνεσθαι, εἰθ' οὕτως ἐθάπτετο ὑπὸ γῆν. Diesmal ist auch der Grund des Brennens vor der Beisetzung angegeben, mit dem ärztlichen Kunstausdruck ἀπέριττα⁴²⁾: um dem Körper die überflüssige Feuchtigkeit zu entziehen. Aus dem Epos geschöpft konnte diese Kenntnis nicht sein; aber sie fügt sich mit dem, was wir aus ihm entnehmen, aufs beste zusammen. Denn es ist nicht richtig, was Dörpfeld und seine Gegner übereinstimmend meinen, daß Homer nur Verbrennung, nichts von Beerdigung unverbrannter Leichen bezeuge. Auch auf dieser Seite des Kulturlebens bietet er das Bild einer Entwicklung, und zwar einer Entwicklung, der der Verfasser jener Partie des H schon als Beobachtender gegenübersteht. Ihre eigentlichen Träger waren diejenigen, Zuhörer und Dichter, für die und von denen der aus der Heimat mitgebrachte epische Stil den Vorgängen und Verhältnissen der Wanderzeit angepaßt wurde.

42) Was in den Scholien A weiter folgt (ἢ δὲ αἰτία τοῦ καίεσθαι τὰ σώματα παρὰ τοῖς Ἕλλησιν αὕτη κτέ.), ist eine ätiologische Erzählung aus Andron, mit der von uns hier verwerteten antiquarischen Notiz nur äußerlich zusammengerückt.

VII. Nur auf dem Grenzgebiet zwischen sagenhaften und historisch bezeugten Zeiten bewegen wir uns, wenn wir die Form der Eheschließung ins Auge fassen. Aristoteles berichtet (Polit. II 5 [8] p. 1268 b, 39 ff.): τοὺς ἀρχαίους νόμους (φαίη ἄν τις) λίαν ἀπλοῦς εἶναι καὶ βαρβαρικοὺς· ἐσιδηροφούντο τε γὰρ οἱ Ἕλληνες καὶ τὰς γυναῖκας ἐωνοῦντο παρ' ἀλλήλων. Der ursprüngliche Zustand ist bei Homer noch der herrschende. Von Andromache heißt es (X 472), „Hektor habe sie in sein Haus geführt ἐκ δόμου Ἡτίωνος, ἐπεὶ πόρε μυρία ἔδνα. Dieselbe Begründung kehrt mit gleichen oder ähnlichen Worten in anderen Fällen wieder (Π 178. 190. λ 282), so daß man, mag auch die Etymologie des Wortes ἔδνα zweifelhaft sein, deutlich sieht: es bezeichnet den Kaufpreis, den der Bräutigam für das Mädchen dem Vater bezahlt. So bei Antenors Sohn Iphidamas (λ 243), bei Odysseus' Schwester Ktimene (ο 367). Zuweilen wird statt der ἔδνα eine Dienstleistung gefordert oder angeboten: so wollte Neleus seine Tochter Pero nur dem geben, der die Rinder des Iphiklos aus Phylake holen würde (λ 288 f.); und Othryoneus hoffte die schönste von Priamos' Töchtern, Cassandra, ohne Kaufpreis (ἀνᾰέδνον) zu gewinnen, wenn er die Achäer aus Troas vertrieben hätte (N 366). Ganz unentgeltlich sein Schwiegersonn zu werden bietet Agamemnon dem Achill an, den er versöhnen will (I 146 = 288); und die gleiche Bereitwilligkeit erklärt (η 314) Alkinoos seinem Gaste, um den hilflos und natürlich besitzlos ans Gestade Geworfenen zu ehren und wegen der Bedenken, die er selbst soeben geäußert hat, zu beruhigen. Solche Ausnahmen bestätigen nur die Regel, daß die Braut gekauft werden mußte. Wie wenig man darin etwas Anstößiges oder nur Unzrtes empfand, beweist Odysseus, der es in seiner wohl überlegten Anrede an die phakische Königstochter erwähnt: er preist den glücklich (Z 159), ὅς κέ σ' ἐέδνοισι βρίςας οἰκόνδ' ἀγάγῃται. Trotzdem blieb das Bewußtsein lebendig, daß es sich um ein Geschäft handelte, bei dem jeder Teil sein eignes Interesse im Auge hatte, und das rückgängig gemacht werden konnte wenn der eine sich übervorteilt sah (vgl. Hephästos und Aphrodite θ 317 ff.).

Ein Scholion A zu N 382, das wenigstens zum Teil auf Aristonikos zurückgeht, lautet: ἡ διπλὴ ὅτι ἔδνα ἐδίδοσαν οἱ μνηστῆρες· »ἔέδνωται« δὲ κηδεσταί, πενθεροί· οὗτοι γὰρ τὰ ἔδνα παρὰ τῶν μνηστευομένων ἐδέχοντο (so Cobet für ἐνεδέχοντο). Das abgeleitete ἔέδνωται kommt nur an dieser Stelle vor und ist in seiner Bedeutung völlig klar; für ἔδνα selbst aber stimmen die Aussagen der Alexandriner nicht ganz überein. Zu Π 178 hat Aristonikos notiert, ὅτι ἔδνα τὰ ὑπὸ τῶν γαμούντων δίδόμενα ταῖς γαμουμέναις, wonach die Geschenke nicht dem Vater sondern der Braut selbst gegeben worden wären. Mit Rücksicht darauf hat Friedländer zu N 382 den zweiten Teil der Bemerkung, die Erklärung von

ἔδνωται, dem Aristonikos abgesprochen und nicht mitgedruckt. Diese Erklärung ist zwar die sachlich richtige, steht aber vereinzelt da, während die zu ihr nicht recht passende von ἔδνα mehrfach wiederkehrt. Sie findet sich z. B. im Lexikon des Apollonios: »ἔδνα« τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μεμνηστευμέναις διδόμενα δῶρα, und ähnlich bei Hesychios: »ἔδνα« φερνή, τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μνηστευομέναις διδόμενα. »μεῖλια« δὲ τὰ ὑπὸ τῶν γονέων ταῖς γαμουμέναις. Hier ist konfuserweise der Begriff der φερνή (Mitgift) mit herangezogen; außerdem, wohl in entfernter Erinnerung an I 147, ein Zusatz über μεῖλια gemacht. Als gemeinsame Quelle dieser Erklärungen sieht Cobet Aristarch an, und Friedländer hat ebenso geurteilt. Man könnte einwenden, daß die richtige Auffassung, die in dem zweiten Teil des Scholions zu N 382 gegeben ist, besser für Aristarch passe, die Unklarheit in den übrigen Zeugnissen auf Rechnung seiner Nachfolger zu setzen sei; aber das würde sich schwer beweisen lassen. Es kommt auch nicht allzuviel darauf an. Selbst wenn Aristarch irrtümlich sich ἔδνα als Geschenke dachte, die der Braut vom Bräutigam gegeben wurden, so verdient er dafür nicht den Spott und Tadel, den Cobet (MCr. 243) über ihn ausgießt. Denn der Übergang von der Sitte des Brautkaufes zu der der Mitgift hat sich tatsächlich bei manchen Völkern⁴³⁾ in der Weise vollzogen, daß die Gewohnheit aufkam der Tochter den vom Schwiegersohn erhaltenen Preis ganz oder teilweise zur Ausstattung mitzugeben. Ob dies auch in Griechenland so gewesen ist und ob dem Aristarch etwas davon bekannt war, wissen wir freilich nicht; vielleicht sind die Worte des Chores in Äschylos' Prometheus 559 f. ὅτε τὰν ὁμοπάτριον ἔδνοις ἄγαγες Ἡσιόναν πιθὼν δάμαρτα κοινόλεκτρον, die Cobet (p. 249) als Probe eines mißverständlichen poetischen

43) Beispiele für dieses Übergangsstadium aus den Sitten jetzt lebender Völker findet man bei A. H. Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts (1889) S. 179 f. Lehrreich ist auch der allmähliche Wandel, der sich auf dem Gebiete des germanischen Rechts vollzogen hat. Daß die Ehe hier jemals ein »Kauf des Weibes« gewesen sei, bestritt Felix Dahn (z. B. Deutsche Geschichte I 1 [1883] S. 135), ist aber mit dieser Ansicht nicht durchgedrungen; vgl. Rob. Bartsch, Die Rechtsstellung der Frau als Gattin und Mutter (1903) S. 62. Doch von Anfang an bestand schon in den Zeiten, wo das Institut der Kaufehe noch ganz lebendig war, daneben der feste Brauch, daß auch die Frau dem Manne etwas an Besitz zubrachte. Darüber berichtet Tacitus Germ. 18. Noch in fränkischer Zeit vollzog sich bei einem großen Teile der deutschen Stämme die Eheschließung in der altertümlichen Form des Brautkaufes; »vielfach muß aber die Sitte bestanden haben, daß der »Vormund den erhaltenen Preis (*Wittum*) der Braut ganz oder teilweise in die Ehe mitgab. — So wurde der Kaufpreis, ohne zunächst seine juristische Natur zu ändern und seine »Notwendigkeit für jede vollgültige Ehe zu verlieren, zu einer von dem Vormunde ausbedungenen Dos des Bräutigams an die Braut«. Die Entwicklungsstufe, die Richard Schröder (Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte² [1894] S. 291 f.; vgl. S. 300) in diesen Sätzen bezeichnet hat, entspricht genau der Auffassung der ἔδνα, wegen deren Aristarch von Cobet getadelt wird.

Sprachgebrauches anführt, natürlicher Ausdruck des Überganges zu einer geänderten Sitte. So viel aber steht fest, daß schon die homerische Dichtung bis in die Zeit herabreicht, in der der ältere Brauch allmählich verlassen wurde und der jüngere aufkam. Wie Priamos von der Hoffnung spricht, Lykaon und Polydoros, die ihm Laothoe die Tochter des Altes geboren hat, aus der griechischen Gefangenschaft zurückzukaufen, gedenkt er der Schätze, welche diese seine Gemahlin von ihrem Vater mitbekommen hat: πολλὰ γὰρ ὥπασε παῖδι γέρων ὀνομάκλυτος Ἴδης (X 51). Und Agamemnon begnügt sich nicht damit, Achill gegenüber auf eine Zahlung für die Tochter die er ihm geben will zu verzichten, sondern fügt das Versprechen hinzu (I 147 f.): ἐγὼ δ' ἐπὶ μείλια δώσω πολλὰ μάλ', ὅσ' οὐ πῶ τις ἦ ἐπέδωκε θυγατρὶ ⁴⁴).

Aber diese Stelle ist für Cobet ein Grund mehr Aristarch zu schelten: er habe so verschiedene Dinge wie ἔδνα und μείλια verwechselt; das trete besonders in der Anmerkung zu β 53 hervor. Dort klagt Telemach in öffentlicher Rede über die Zudringlichkeit der Freier (52 ff.);

οἱ πατὴρς μὲν ἐς οἶκον ἀπερρίγασιν νέεσθαι
Ἰκαρίου, ὅς κ' αὐτὸς ἐδνῶσαιτο θυγατρά,
δοίη δ', ὥς κ' ἐθέλοι καὶ οἱ κεχαρισμένος ἔλθοι.

55 οἱ δ' εἰς ἡμέτερον πωλεύμενοι κτλ.

Dazu bemerkt Aristonikos: κυρίως μὲν ἔδνα ἐστὶ τὰ διδόμενα ὑπὸ τοῦ γαμοῦντος τῇ γαμουμένη· νῦν δὲ καταχρηστικῶς κεῖται ἡ λέξις ἀντὶ τοῦ »χρήματα ἐπιδόη«. Cobet macht sich über die Wendung νῦν δὲ καταχρηστικῶς lustig und verlangt, daß auch hier die echte Bedeutung von ἔδνα zugrunde gelegt, ἐδνῶσαιτο also übersetzt werde: »für Brautgeschenke verkaufen würde«. Wie sollen wir uns entscheiden?

44) Ein mittelbares Zeugnis für eben diesen Gebrauch meint Finsler (Ἔδνα, Herm. 47 [1912] S. 414—421) in Telemachs Worten β 132 f. zu finden: κακὸν δέ με πόλλ' ἀποτίνειν Ἰκαρίῳ, αἶ κ' αὐτὸς ἐκὼν ἀπὸ μητέρα πέμπω. Damit sei nicht Buße gemeint für die der Mutter angetane Schmach [»denn eine Schmach wäre die Rücksendung nicht«], sondern Rückzahlung des Wittums. Diese Deutung ist von seiten ihrer Voraussetzungen willkürlich; Telemachs Rede ist ja ganz beherrscht von der Abwehr des Schimpflichen, das ihm zugemutet wird. Götter und Menschen werden es ahnden (στρυγερὰς ἀρήσει' ἔρινος, νέμεσις ἔξ ἀνθρώπων); sollte der Vater Ikarios der einzige sein, bei dem nur an die geschäftliche Seite der Sache gedacht wird? Keineswegs: ἐκ γὰρ τοῦ πατὴρς κακὰ πείσομαι. Weiter aber wird Finsler zu sehr üblen Konsequenzen geführt. Innerhalb des β hat er nun zwar Einheitlichkeit des Sprachgebrauches; aber zwischen Telemachie und Odyssee konstruiert er einen Unterschied, der doch wieder nicht klar eingehalten wäre. Und vollends einer Reihe von Ilias-Stellen muß er Gewalt antun, um die Spuren davon zu beseitigen, daß unter ἔδνα ursprünglich der für die Frau dem Vater gegebene Kaufpreis verstanden wurde (ἀνάεδνον I 144. N 365; ἐδνωταί N 38). Auch die Chronologie der Bedeutungen — vielmehr die chronologische Verwirrung — die sich für ihn ergibt (S. 417), spricht gegen seine Theorie.

Daß die Hand der Penelope, wie jeder anderen Frau, dem gebühre, der den größten Preis zahlt, darüber herrscht nirgends ein Zweifel. Als Telemach dem fremden Bettler gegenüber seine Notlage schildert, sagt er, seine Mutter schwanke ob sie noch länger im Hause bleiben solle: ἢ ἤδη ἅμ' ἐπεται, Ἀχαιῶν ὅς τις ἄριστος μνάται ἐνὶ μεγάροισιν ἀνὴρ καὶ πλείστα πόρῃσιν (π 76f.). Von den Freiern gibt Agelaos dem Telemach in freundlicher Absicht den Rat, er möge seiner Mutter zureden, γήμασθ', ὅς τις ἄριστος ἀνὴρ καὶ πλείστα πόρῃσιν (υ 335). Die gleiche Anschauung liegt den resignierten Worten zugrunde, mit denen φ 161f. Leodes den Bogen, den er nicht spannen konnte, bei Seite stellt. Und Penelope selbst deutet an, nach welchem Maßstabe sie, wenn überhaupt, den neuen Gemahl wählen wird (τ 528f.): ὅς τις ἄριστος μνάται ἐνὶ μεγάροισι πορῶν ἀπερείσια ἔδνα. Charakteristisch ist auch die Art, wie Athene in ο die Verdächtigung, Penelope denke daran dem Eurymachos die Hand zu reichen, begründet (17f.): δ γὰρ περιβάλλει ἅπαντας μνηστήρας δώροισι καὶ ἐξώφελλεν ἔδνα. Danach kann auch β 53 ἐδνῶσαιτο nicht anders gemeint sein. Telemach will sagen: »Die Freier sträuben sich in das Haus des Ikarios zu gehen, der seine Tochter dem Meistbietenden unter ihnen verkaufen würde«. Sonst würde man gar nicht verstehen, warum die Freier sich gegen dieses Verfahren sträuben (ἀπερρίγασι); wenn die Aussicht bestünde, daß der glückliche Bewerber noch Geschenke dazu bekäme, so hätten sie ja alle Ursache einverstanden zu sein.

Die Stelle in Telemachs Rede ist also von Cobet richtig erklärt; aber nun die Forderung, die Eurymachos dagegen erhebt (β 194 ff.):

Τηλεμάχῳ δ' ἐν πᾶσιν ἐγὼν ὑποθήσομαι αὐτός·
 195 μητέρα ἦν ἐς πατρός ἀνωγέτω ἀπονέεσθαι·
 οἱ δὲ γάμον τεύξουσιν καὶ ἀρτυνέουσιν ἔδνα
 πολλὰ μάλ', ὅσσα ἔοικε φίλης ἐπὶ παιδὸς ἔπεσθαι.

Hier können ἔδνα unmöglich als Kaufpreis verstanden werden, wenn hinzugefügt wird, daß sie »die liebe Tochter begleiten« sollen. Deshalb sieht sich Cobet genötigt den letzten Vers hier und α 278, wo dieselben Worte dem Mentos in den Mund gelegt sind, für interpoliert zu erklären⁴⁵⁾.

45) Ihm schließt sich Belzner an (vgl. oben Anm. 11b), Hom. Probl. I (1911) S. 64—75 in ausführlicher Auseinandersetzung, durch die das Urteil, mit dem er sie abschließt, in doppelter Beziehung von ihm selber widerlegt ist. Er meint, von »kulturgeschichtlichen Verschiebungen« könne »auch hier nicht die Rede sein«, und hat doch zehn Seiten lang davon geredet; und er behauptet »die Auffassung der ἔδνα sei einheitlich«, nachdem er von dem Aushilfsmittel der Athetese Gebrauch gemacht, damit also zugegeben hat, daß der überlieferte Tatbestand des homerischen Sprachgebrauches in diesem Punkte nicht einheitlich ist. Wegzuschneiden, was sich nicht fügen will, ist immer das Einfachste. Indem Aristarch und Cobet damit anfangen, haben sie uns die Möglichkeit und folglich die Aufgabe geschaffen, weiter zu kommen.

Aber die Schwierigkeit ist damit noch nicht gehoben. Daß einer der Freier οἱ δέ sagen und damit sich und seine Genossen meinen könne, würde Cobet (M^{Cr.} 245) nicht behauptet haben, wenn ihn nicht der Eifer gegen eine irrige Auffassung des Wortes ἔδνα fortgerissen hätte. Der Anstoß wäre um so stärker, als der ganze Gedanke, wie Kirchhoff gesehen hat, in β seinen eigentlichen Platz hat, in α, wo Athene-Mentes ihn auspricht, erst nach dem Muster der Rede des Eurymachos wenig geschickt angebracht ist; da wäre es doch wunderbar, wenn die Beziehung des οἱ δέ und damit der Sinn des ganzen Vorschlages an der ursprünglichen Stelle so viel weniger deutlich geraten wäre als an der nachahmenden. Jedenfalls darf uns nicht zugemutet werden einen solchen Widerspruch durch gewaltsamen Eingriff in den überlieferten Text selber herzustellen. Es bleibt wirklich nichts übrig, die ἔδνα sind β 196 und α 277 das was wir Mitgift nennen: dies hat unter anderen Kirchhoff (Od.² 243 f.) mit Entschiedenheit erkannt. Auch die Griechen selbst haben die Stelle so verstanden; denn bei späteren Dichtern wird mehrfach das von der Braut Mitgebrachte ἔδνον genannt, wofür Cobet (p. 248 sq.) aus Pindar und Euripides Beispiele anführt. Aber wie ist das Wort zu der geänderten Bedeutung gekommen?

Vergegenwärtigen wir uns doch, wer denn den Vorschlag macht, daß die ἔδνα von den Eltern gegeben werden sollen. Es ist Eurymachos, mit der frechste unter den Freiern. Er und seine Genossen haben natürlich kein Interesse daran die ältere Sitte zu bewahren; ja wir erfahren geradezu, daß sie sich ihr zu entziehen suchen. Zwar heißt es in der Schilderung, die Teiresias, und später in der, die Athene von ihrem Treiben gibt (λ 117. v 378): μνώμενοι ἀντιθέην ἄλοχον καὶ ἔδνα δίδόντες. Aber das kann ein formelhafter Ausdruck für »Bewerbung« sein und braucht nicht anders beurteilt zu werden, als wenn der Dichter von Kallypso erzählt; sie habe für Hermes Nektar »gemischt« (ε 93), oder wenn er den Odysseus zu Nausikaa sagen läßt (Ζ 149. 168 f.): γουνοῦμαί σε ἄνασσα — — δεῖδια δ' αἰνῶς γούνων ἔψασθαι. Viel wichtiger, weil durchaus ernst gemeint und anschaulich ausgeführt, ist die Beschwerde, mit der in σ Penelope den Freiern gegenübertritt (275 ff.):

- 275 μνηστήρων οὐχ ἦδε δίκη τὸ πάροιθε τέτυκτο.
οἱ τ' ἀγαθὴν τε γυναῖκα καὶ ἀφνειοῖο θύγατρα
μνηστεύειν ἐθέλωσι καὶ ἀλλήλοις ἐρίσωσιν,
αὐτοὶ τοί γ' ἀνάγουσι βόας καὶ ἵφια μῆλα,
κούρης δαῖτα φίλοισι, καὶ ἀγλαὰ δῶρα διδοῦσιν,
280 ἀλλ' οὐκ ἀλλότριον βίον νήποιον ἔδουσιν.

Die Worte haben bekanntlich den Erfolg, daß die einzelnen Freier aus ihren Wohnungen Geschenke für die Königin holen lassen. Man hat an

diesem Auftreten der »treuen Gattin« Anstoß genommen, und Wilamowitz (HU. 29—34) hat die ganze Episode als ein Stück, »das fast in die Parodie überspielt«, ausgeschieden und der spätesten Zeit, etwa der des Archilochos, zugewiesen. Aber wir werden sehen, daß darin noch ein anderer ursprünglicher und für das Verständnis der Odyssee grundlegender Gedanke enthalten ist. Und wenn das auch nicht wäre, wir dürfen unser Urteil über die sittlichen Anschauungen längst vergangener Zeiten nicht durch modernes Empfinden bestimmen lassen. Daß Penelope wirklich mit ihrem Vorwurf den Angelpunkt der Situation trifft, zeigt von der andern Seite die Rede, die Antinoos nach dem vergeblichen Unternehmen gegen Telemach vor den Freiern hält: wie durch ein Wunder ist der verhaßte Erbe des Odysseus den Nachstellungen entgangen; jetzt soll man ihn auf dem Lande überfallen und töten, seine bewegliche Habe verteilen, sein Haus der Mutter geben und dem der sie heiraten wird. »Wenn euch dieser Plan nicht gefällt,« so schließt der Redner (π 387 bis 392), »dann wollen wir nur aufhören hier zusammenzukommen und »sein Gut zu verzehren; dann mögt ihr gleich ganz und gar euch dem »Herkommen beugen und schlicht bürgerlich mit Brautgeschenken, »jeder von seiner Wohnung aus, um die Königin werben.« Die Hörer verstehen, was er meint; alle verstummen, bis der verständige Amphinomos einen Vorwand findet die Entscheidung hinauszuschieben. Der Versuch, durch spottende Beruhigung zu entschlossenem Handeln aufzustacheln, ist gescheitert.

In anderer Form verwandten Sinn hatte die ernsthafte Zumutung, die Eurymachos in der Volksversammlung an Telemach gerichtet hat: er solle seine Mutter zu ihren Eltern zurückschicken, damit die sie mit Geschenken ausgestattet einem der Bewerber zur Ehe gäben. Wir haben aus zwei vorher (S. 335) angeführten Ilias-Stellen gesehen, daß auch das ältere Epos erst in einer Zeit vollendet sein kann, in der die spätere Gewohnheit einzudringen begann. Wunderbar wäre es, wenn der Wandel der Anschauungen sich glatt und friedlich, ohne Anstoß vollzogen hätte: und nun versetzt uns die Odyssee mitten hinein in die Kämpfe, die hier geführt sein müssen. In ihr vertreten Penelope und Telemach den älteren Brauch, die Freier sind rücksichtslose Vorkämpfer des neuen; und der natürliche Gegensatz, in den beide Parteien dadurch gestellt sind, ist eines der wesentlichen Motive, auf denen die dramatisch bewegte Handlung des Gedichtes beruht.

Ein Zweifel scheint noch übrig zu bleiben: war wirklich die Zeit, in der das Epos sich bildete, als Periode des Übergangs selber schwankend in dem was sie für recht hielt? oder stammt etwa die Unsicherheit daher, daß die Stellen, an denen verschiedene Anschauungen hervortreten, in verschiedenen Zeiten entstanden sind? Für die Beispiele aus der Ilias

steht der zweiten Annahme nichts im Wege; für die Odyssee aber ist es unmöglich die einander widersprechenden Anwendungen des Wortes $\epsilon\delta\nu\alpha$ in β (53 und 196) auf diese Weise abzutun und damit ein in sich so geschlossenes Stück wie die Verhandlung mit den Bürgern zu zerreißen. Hier drängt alles zu der Auffassung, die wir angedeutet haben, daß die Dichtung deshalb Gegensätze darstellt, weil die Menschen, von denen und für die sie geschaffen wurde, selbst vom Streit um diese Gegensätze bewegt waren. Und dies wird durch eine weitere Beobachtung bestätigt. Auch darüber nämlich erhalten wir aus der Odyssee nicht ganz klare Auskunft, wer eigentlich, falls der König nicht heimkehrt, die Hand seiner Witwe zu vergeben hat. Telemach lehnt es ab (β 130), stellt dann aber doch, für den Fall daß er bestimmte Kunde von dem Tode des Vaters erhält, ein energisches Eingreifen in Aussicht (β 223 $\acute{\alpha}\nu\epsilon\rho\iota \mu\eta\tau\acute{\epsilon}\rho\alpha \delta\acute{\omega}\sigma\omega$). Die Freier verlangen von ihm, daß er ein Ende machen soll, aber in der Form, daß er die Mutter ins Haus ihres Vaters zurückschickt, damit der sie einem Manne verlobe (β 113 f. 195), und diesen Ausweg scheint Telemach selbst am meisten zu wünschen (β 53). Der Gesamteindruck endlich, den man bei Lektüre der Odyssee gewinnt, ist der, daß Penelope selbst die Entscheidung hat (o 20. π 391. ϕ 161). Wie sie sich dessen bewußt ist (τ 157. 524. 571 ff.), so wird sie von andern, je nach deren Stellung, für ihre Standhaftigkeit gelobt (λ 181) oder gescholten (β 91. 124). Das Ursprüngliche ist nun überall, daß der nächste männliche Verwandte der Witwe, in erster Linie ein erwachsener Sohn, demnächst ihr Vater, berufen ist sie einem neuen Manne zu verloben; erst eine spätere Zeit hat ihr das Recht der eigenen Entschließung zugestanden. Wenn in der Odyssee beide Rechtsanschauungen trotzdem nebeneinander zu gelten scheinen, so ist auch hier die Erklärung ausgeschlossen, daß die Spuren der jüngeren im allmählichen Wachstum der Dichtung hinzugekommen seien; denn auf dem inneren Konflikt, in den Penelope versetzt ist, beruht ja gerade das Interesse der Handlung. Dagegen ist es sehr wohl begreiflich, daß zu einer Zeit, als die spätere Sitte sich befestigte, noch eine Erinnerung an die ältere im Volksbewußtsein lebendig war; oder, von der anderen Seite angesehen, daß die neue Anschauung eben deshalb aufkam, weil man sich mehr und mehr scheute das alte Recht in voller Strenge auszuüben. Ein Beispiel dieser Gesinnung bietet Telemach. Er ist der natürliche Vormund seiner Mutter, so daß deren Vater erst dann eintreten könnte, wenn Telemach auf sein Recht ausdrücklich verzichtete; das will er nicht. Aber er mag auch nicht so handeln, wie es ihm von rechtswegen zukäme; denn er ehrt den Schmerz seiner Mutter und ist eben erst erwachsen. Obendrein hat Odysseus selbst, als er nach Troja fortzog, seiner Frau zwar befohlen

sich wieder zu verheiraten, wenn der Sohn erwachsen und er bis dahin nicht zurückgekehrt sei, aber die Wahl des Gatten ihr selbst anheimgestellt (σ 269 f.):

αὐτὰρ ἐπὶν δὴ παῖδα γενεήσαντα ἴδῃαι,
γῆμασθ' ὧς κ' ἐθέλῃσθα τεὸν κατὰ δῶμα λιποῦσα.

Das ist ein Stück jenes Abschnittes, den Wilamowitz als späte Eindichtung ausgeschieden hat. Der Auftrag des scheidenden Königs wird uns noch weiterhin beschäftigen; zunächst fragen wir nur: welche Voraussetzungen ergeben sich aus ihm für die rechtliche Stellung der Penelope? Sie soll selbst entscheiden, wen sie zum Gemahl nehmen will; aber das Recht dazu hat sie nicht ohne weiteres, sondern es ist ihr durch ausdrückliche Erklärung ihres Mannes zugestanden worden. In diesem Zuge der Erfindung zeigt sich deutlich, wie der Dichter selbst fühlte, daß er seine Zuhörer in die Zeit des Fortschrittes von einer Stufe des Rechtsbewußtseins zu einer späteren versetzte. —

VIII. Der Gottesdienst fand auch bei den Griechen in ältester Zeit nicht in Tempeln statt sondern unter freiem Himmel. Wo ein schattender Hain, eine Quelle von Bäumen umstanden, ein vorspringender Fels dazu einlud, dort errichtete man einen Altar um den Himmlischen zu opfern; wer ihnen Geschenke weihen wollte, befestigte sie an den Seiten des Altars oder an den Bäumen, die ihn umgaben ⁴⁶). Jene primitiven Kultusstätten waren zunächst wohl nach allen Seiten offen und jedem zugänglich; dann stellte sich das Bedürfnis heraus sie durch ein Gehege oder eine Mauer einzuschließen; zuletzt baute man der Gottheit, die man nun auch im Bilde nachzuahmen und festzuhalten suchte, ein bedachtes Haus. Homer führt uns auch hier in die Periode des Übergangs; das hat Helbig richtig erkannt. Danach ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß wir im Vorkommen von Tempeln einen neuen Maßstab gewinnen für die Abschätzung des relativen Alters der Lieder.

A. An folgenden Stellen wird zweifellos ein Tempel erwähnt.

1) Das Haus der Stadtgöttin von Athen finden wir zweimal genannt: im Schiffskatalog, wo es von Erechtheus heißt (B 547 ff.):

— — — — ὄν ποτ' Ἀθήνη
θρέψε Διὸς θυγάτηρ, τέκε δὲ Ζεῖδωρος ἄρουρα·
καὶ δ' ἐν Ἀθήνῃς εἶσεν ἑὸν ἐνὶ πτόνι νηῶν,
550 ἔνθα δὲ μιν ταύροισι καὶ ἄρνειοῖς ἱλάονται
κοῦροι Ἀθηναίων περιτελλομένων ἐνιαυτῶν,

46) Zur Erläuterung dieser Sitte verwies Helbig (HED. 2 417) besonders auf die Ausgrabungen von Olympia und Cypern. Inzwischen ist das Material, das ihm bekannt war und das er zum Teil brieflichen Mitteilungen von Ohnefalsch-Richter verdankte, durch dessen großes Werk über Cypern (1893) wesentlich vermehrt worden.

und η 80 f., wo Athene das Land der Phäaken verlassen hat,

ἵκετο δ' ἐς Μαραθῶνα καὶ εὐρυάγυιαν Ἀθήνην,
δοῦνε δ' Ἐρεχθίδος πυκινὸν δόμον.

An der ersten Stelle hat offenbar der Dichter von dem Tempel und dem Platz, den er im Kultus einnimmt, eine deutliche Vorstellung; an der zweiten erscheint die Göttin als Gast des Königs in dessen Hause. Trotz dieses Unterschiedes, den Reichel (Hom. Waffen² 154) hervorgehoben hat, sind beide Zeugnisse im Gedankenkreise unserer Ilias und Odyssee etwas Fremdartiges. Sie gehören der jüngsten Schicht an, die in Athen zur Zeit des Peisistratos dem Bestande der Ilias zugewachsen ist (oben S. 117—121).

2) Ein Athenetempel steht auf der Burg von Ilios, in dem Hekabe nach Anweisung des Sehers Helenos die γέραιραι versammelt, um der Athene einen Peplos und Gelübde darzubringen (Z 88. 274. 279. 297 f.; vgl. 379). Die γέραιραι sind ein Kollegium von Priesterinnen, das namentlich in Athen bestand, wo vierzehn dazu auserwählte Matronen der βασίλισσα zu Diensten waren (s. Wilh. Schulze Qe. 501 sq.; Wilamowitz III. 303), und das hier für Troja vorausgesetzt wird, ebenso wie ein Kultusbild der Gottheit, das einzige bei Homer. Diesen Tatbestand verwertet Bethe (Njb. 43 [1919] S. 8 ff.) als einen der Beweise für seine Ansicht, daß die Ilias mit ihren jüngsten, aber noch integrierenden Bestandteilen bis ans Jahr 600 herabreiche. Gewiß richtig⁴⁷⁾. Von dem Bilde wird noch die Rede sein. — 3) Ebenfalls auf dem Burghügel befindet sich ein Tempel des Apollon, in den der Gott den vom Kampf erschöpften Äneas entrückt (E 446), der dann im ἄδυτον (448) von Leto und Artemis gepflegt wird. Dieses Tempels gedenkt Hektor in H; hier will er, wenn er seinen Gegner besiegt, die Rüstung des Erschlagenen aufhängen, προτὶ νηὸν Ἀπόλλωνος ἐκάτοιο (H 83).

4) Von besonderer Art ist der Apollontempel in Chryse; auch von diesem wird nur gesagt, daß er gebaut worden sei, in der Handlung selbst spielt er keine Rolle. Wie der Priester zu seinem Gotte betet, hebt er das Verdienst hervor, das er sich unter anderem durch Tempelbau erworben habe (A 39 ff.): εἴ ποτέ τοι χαρίεντ' ἐπὶ νηὸν ἔρεψα, κτέ. Nachher aber, wie Odysseus die geraubte Tochter und das Sühnopfer nach Chryse bringt, wird eines Tempels dieser Stadt mit keiner Silbe gedacht. Von Chryseis heißt es (A 440 f.): τὴν μὲν ἔπειτ' ἐπὶ βωμὸν ἄγων

47) Daß Bethe trotzdem die Überlieferung von der peisistratischen Redaktion als »novellistische Legende« ablehnt, wurde schon (S. 134) erwähnt. Gegen seine Folgerungen aus Tempel, Kultbild und Bittgang hat Drerup ausführlichen Einspruch erhoben BphW. 1919 Nr. 51 (im ersten von zwei Artikeln über »die Zeit unserer Ilias«). Vgl. auch unten Anm. 51.

πολύμητις Ὀδυσσεὺς πατρὶ φίλῳ ἐν χερσὶ τίθει, und von der Hekatombe wenige Verse später (447 f.): τοὶ δ' ὤκα θεῶν κλειτὴν ἐκατόμβην ἐξείης ἔστησαν ἐϋδμητον περὶ βωμόν. Man sieht: wo es gilt, mit eigener Phantasie den Hergang auszumalen, da tritt das Bild des Tempels zurück und wir haben wieder den im Freien errichteten Altar als einzigen festen Mittelpunkt der heiligen Handlung. Und doch soll Chryses nicht nur einen Tempel errichtet, sondern wiederholt solche für seinen Gott gedeckt haben? So verstand Platon die Stelle (ἐν ναῶν οἰκοδομήσεσιν, Staat 394 A), und so war sie, ähnlich wie A 394 f., wohl wirklich gemeint. Deshalb vermutet Leaf in seiner Ausgabe, daß hier an die ursprüngliche Form eines Gotteshauses gedacht sei, *a mere roof to protect the image of a god standing in a grove*. Und van Leeuwen⁴⁸⁾ hat diesen Gedanken weiter ausgeführt, indem er mit Recht auf das Bildnis verzichtet und dem — vielleicht aus Zweigen schnell hergestellten — Dache nur den Zweck zuschreibt, daß dem zum Opfermahle geladenen Gott ein würdiger Sitzplatz bereitet werden sollte. Sehr willkommen, wie nun auch von dieser Seite her ein Blick in die Zeit des Überganges eröffnet wird; und verdienstlich, was van Leeuwen zur Erläuterung aus späterer Literatur der Griechen beibringt. Nur hätte er nicht versuchen sollen dieselbe Deutung auch für die anderen Stellen geltend zu machen. Ist das schon beim Erechtheion und den Tempeln auf der Burg von Ilios ohne große Gewaltigkeit nicht möglich, so vollends bei den Beispielen, die noch fehlen.

5) Wo der Dichter die Ansiedelung der Phäaken schildert, sagt er von Nausithoos: ἀμφὶ δὲ τεῖχος ἔλασσε πόλει καὶ ἐδείματο οἴκους καὶ νηοὺς ποίησε θεῶν καὶ ἐδάσσατ' ἀρούρας (Ζ 9 f.). Daß es sich hier nicht um gelegentliche Herrichtung einer Opferstätte sondern um Bauten, die Bestand haben sollten, handelt, zeigen die vorhergehenden wie die nachfolgenden Worte. Aber für die Handlung des Epos haben diese Gotteshäuser keine greifbare Bedeutung; ihr Bau wird nur als Tatsache hervorgehoben, die Stätten des Gottesdienstes sind nachher anders beschrieben oder vorausgesetzt (Ζ 291 f. 266 f.). — 6) Ebenso ist zweifellos ein wirklicher Tempel der, den Eurylochos mit den übrigen Gefährten dem Sonnengotte zu bauen verspricht, wenn sie glücklich nach Ithaka heimgekehrt sein würden (μ 346).

B. Diesen sechs Beispielen steht eine merklich größere Zahl solcher Stellen gegenüber, an denen, wie im Grunde ja auch in Chryse, ein Gottesdienst im Freien angenommen oder eine altertümliche Kultstätte ausdrücklich erwähnt wird.

⁴⁸⁾ van Leeuwen, NHOΣ quid est? Mnemos. 34 (1906) p. 181—190, wieder CH. p. 218 sqq.

1) Ehe die Griechen von Aulis abfuhren, haben sie den Göttern geopfert auf heiligen Altären, die eine Quelle umgaben, über der eine schöne Platane emporragte (B 305 ff.). Auch die Beschreibung des Wunders, das sich hier zugetragen hat, zeigt deutlich daß an einen Tempel nicht gedacht wird. — 2) Zeus gegenüber rühmt sich Agamemnon, er sei auf dem Wege nach Ilios an keinem seiner Altäre vorbeigefahren ohne zu opfern (Θ 238 f.). — 3) Als Ägisthos die Frau des Atriden geheiratet hatte, feierte er ein großes Fest (γ 273 f.): πολλὰ δὲ μηρί' ἔκκε θεῶν ἱεροῖς ἐπὶ βωμοῖς, πολλὰ δ' ἀγάλματ' ἀνήψεν, ὑφάσματά τε χρυσόν τε. Das ist ganz jene alte Sitte, von der, wie schon erwähnt wurde, auf Cypren noch deutliche Spuren nachgewiesen sind. — 4) Odysseus vergleicht den schlanken Wuchs der Nausikaa mit dem eines Palmbaums, den er einst auf Delos Ἀπόλλωνος παρὰ βωμῷ (Ζ 162) gesehen habe. Der Altar stand also im Freien und war das eigentliche Heiligtum des Gottes.

5) Einen für den Gottesdienst geweihten Platz bezeichnet auch die heilige Eiche des Zeus in der troischen Landschaft, die zweimal vorkommt: als Zufluchtsort für den zum Tode verwundeten Sarpedon (Ε 693) und als Aussichtspunkt für die dem Kampfe zuschauenden Götter (Η 60). Daß ein Altar dabeigestanden habe, erfahren wir nicht. — 6) Auch von der Eiche des Zeus in Dodona (Ξ 328. τ 297), aus deren Rauschen Orakel vernommen wurden, wird dies nicht ausdrücklich gesagt, ist aber hier doch wohl als selbstverständlich anzunehmen.

Besonders oft werden Wälder als Sitze der Gottesverehrung genannt: 7) Ein Hain des Poseidon, Ποσιδήιον ἄγλαον ἄλσος (B 506), befand sich zu Onchestos in Böotien. — 8) Das Heiligtum der Athene außerhalb der Stadt der Phäaken, bei dem Odysseus eine Zeitlang warten soll, wird zweimal (Ζ 201. 351) ausdrücklich ἄλσος genannt und an der ersten Stelle so genau beschrieben, daß sicherlich ein Tempel, wenn hier sein Bild dem Dichter vorgeschwebt hätte, mit erwähnt worden wäre. — 9) Der Priester des Apollon in Ismaros, der von Odysseus verschont wurde und ihm zum Dank dafür so köstlichen Wein schenkte, wohnte ἐν ἄλσει δενδρήεντι Φοῖβου Ἀπόλλωνος (ι 200 f.). — 10) Ausführlich und male- risch beschreibt der Dichter den Altar der Nymphen auf Ithaka, bei dem Odysseus und Eumäos dem Ziegenhirten begegnen (ρ 210): er steht auf der Höhe eines Felsens, an dessen Fuß eine Quelle entspringt, die im Schatten von Schwarzpappeln ihren Lauf beginnt. Man mag damit die ganz ähnliche Situation vergleichen, die Ohnefalsch-Richter bei Gelegen- heit seiner Wanderungen auf Cypren angetroffen und sogleich mit unserer Homerstelle in Verbindung gebracht hat (Kypros, die Bibel und Homer I 230). — 11) Das Apollonfest auf Ithaka, das den Hintergrund

für die Veranstaltung des Bogenkampfes abgibt, wird mit einer feierlichen Hekatombe begangen, die von Herolden durch die Stadt geführt wird, während sich die Bürger ἄλσος ὑπο σκιερὸν ἑκατηβόλου Ἀπόλλωνος versammeln (v 278). Der Dichter sagt nichts von einem Tempel, und das ist auch an dieser Stelle ein sicherer Beweis dafür, daß er an einen solchen nicht dachte.

Als technischer Ausdruck für den heiligen Raum, der einem Gotte gehört, begegnet wiederholt τέμενος: 12) Von Zeus wird erzählt, er sei auf den Gipfel Gargaron des Idagebirges gekommen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (Θ 48). Möglicherweise ist, worauf Helbig hindeutet, dieses Heiligtum identisch mit der Opferstätte des Zeus auf dem Ida, die X 171 erwähnt und für die als Priester Π 604f. Onetor genannt wird. — 13) Als Achilleus seinem Freunde das Totenopfer bringt, betet er zu dem heimischen Flußgotte Spercheios und gedenkt des Gelübdes, das vor der Ausfahrt nach Troja sein Vater getan hat (Ψ 145 ff.):

κεῖσέ με νοστήσαντα φίλην ἐς πατρίδα γαῖαν
 σοί τε κόμην κερέειν ῥέξειν θ' ἱερὴν ἑκατόμβην,
 πεντήκοντα δ' ἔνορχα πάρ' αὐτόθι μῆλ' ἱερεύσειν
 ἐς πηγάς, ὅθι τοι τέμενος βωμός τε θυήεις.

Der Zusatz ἐς πηγάς zeigt, daß der Dichter sich den Hergang beim Opfer deutlich vorstellt; für einen Tempel ist dabei kein Raum. — 14) Dieselbe Formel kehrt endlich wieder im Liede des Demodokos, der berichtet, Aphrodite sei nach ihrer Befreiung nach Paphos gegangen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (Θ 363), und dort sei sie von den Chariten gebadet, gesalbt und in schöne Gewänder gekleidet worden. Nichts nötigt uns die Worte so zu verstehen, wie sie der Dichter des Aphrodite-Hymnos allerdings verstanden hat.

C. Zwei Heiligtümer bleiben übrig, bei denen es zweifelhaft ist, ob der Dichter einen Tempel oder nur einen heiligen Bezirk gemeint hat: 1) Die Absicht nach Phthia zurückzukehren begründet Achill damit, daß es keine Schätze gebe, die ihn für den Verlust des Lebens entschädigen könnten (I 404f.),

οὐδ' ὅσα λάινος οὐδὲς ἀφήτορος ἐντὸς ἔεργει
 Φοίβου Ἀπόλλωνος Πυθοῖ ἐνι πετρῆεσσι.

Diese steinerne Schwelle des Apollon wird dann noch einmal Θ 80 erwähnt: Agamemnon habe sie überschritten, als er vor dem Aufbruch zum Kriege sich dort ein Orakel erteilen ließ. Helbig (2. Aufl. 421) meint, der Ausdruck »nötige zum mindesten nicht zur Annahme eines Tempels, »da er mit gleichem Rechte auf den Peribolos des heiligen Raumes bezogen werden könne«. Nach dem Tatbestand, wie wir ihn hier dar-

gelegt haben, ist diese Deutung die wahrscheinlichere; und van Leeuwen (Mnemos. 34 f. 189 = CH. 226) kommt ihr zu Hilfe durch die Vermutung, daß an Aufbewahrung in einer Höhle des Felsens gedacht sei. Aber freilich wird niemand gezwungen werden können dies anzuerkennen. —

2) Den Markt der Phäaken beschreibt Nausikaa (Z 266 f.) mit den Worten:

ἐνθα δέ τέ σφ' ἄγορῃ καλὸν Ποσιδήιον ἄμφις,
 ῥυτοῖσιν λάεσσι κατωρυχέεσσ' ἀραρυῖα.

Hier schwanken die Erklärer: einige halten das Ποσιδήιον für einen Tempel andere nicht. Mir scheint es auch an dieser Stelle, besonders mit Rücksicht auf die Art wie für dieselbe Stadt das Heiligtum der Athene beschrieben wird, so gut wie sicher, daß es sich nicht um ein Haus, sondern um einen heiligen Platz handelt, der vielleicht durch eine Baumgruppe geschmückt war, also dem Ποσιδήιον ἄλσος in Onchestos (B 506) sachlich ebenso nahe stand wie in der Benennung.

Damit ist das Material erschöpft. Es zeigt sich, daß von den sechs Tempeln (Gruppe A), die überhaupt vorkommen, einer (1) auf Rechnung des athenischen Einflusses zu setzen ist, einer (4) kein wirkliches Haus gewesen zu sein scheint, zwei weitere (5, 6) gar nicht als bestehend vom Dichter vorgestellt werden; nur das Verdienst sie gebaut zu haben oder das Versprechen sie bauen zu wollen gab den Anlaß zu ihrer Erwähnung. Wo im Zusammenhange dessen, was uns der Dichter erzählt, wirklich Gottesdienst ausgeübt oder eine Stätte des Kultus betreten wird, da sind es 14 mal Heiligtümer der älteren Art, nur in zwei Fällen richtige Tempel, der Athene (2) und des Apollon (3) in Ilios. Wenn wir nun sehen, daß von diesen beiden der eine in Z der andere in H vorkommt, und uns erinnern, daß in Z allein die Kunst des Schreibens, in demselben Buche das einzige Götterbild, das Homer kennt, erwähnt wird, in H und Δ zwei von den spärlichen Anfängen eiserner Waffen hervortreten, so gewinnt, denke ich, der eigentümliche und relativ moderne Charakter einer ganzen Partie deutlicheres Ansehen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß in diesen Büchern nicht auch sehr Altes enthalten sein könne, oder daß jede der Stellen, an denen (Gruppe B) ein heiliger Hain oder Bezirk genannt wird, selbst älter sei als sie. Für eines der Beispiele (14) wäre dies sogar sicher falsch; denn es steht in dem Liede, das Demodokos bei den Phäaken vorträgt. Hier hat denn eben, wie so oft, die konventionelle Weise der Schilderung, der im Schulbetrieb erlernte poetische Stil sich mächtiger erwiesen als die Anschauungen, die der Dichter mit eigenen Augen in dem Lebenskreise, der ihn umgab, hätte sammeln können. Erst im Hymnos auf Aphrodite (58 ff.), wo das Heiligtum auf Paphos und der Dienst, den dort die Chariten der Göttin leisten, in ähnlichem Zusammenhange und großenteils mit denselben Worten wie in θ beschrieben

werden, ist ein Tempel dazugekommen. Andererseits gehört das eine der zwei Zeugnisse für den Apollontempel auf Pergamon (E 446. 448) der altertümlichen Aristie des Diomedes an, ein auffallendes Zusammenreffen, das wir vorläufig als Tatsache verzeichnen.

Das Wort $\nu\eta\acute{o}\varsigma$ ist seiner lautlichen Gestalt wegen schon einmal erörtert worden (S. 158). Es war eines der wenigen Beispiele für ionische Färbung des Vokals in jener Lautgruppe, die gemeingriechisch und auch äolisch als $\bar{o}$ erscheint; und dieses Beispiel fiel um so mehr auf, weil das seiner Bildung nach gleichartige Wort $\lambda\alpha\acute{o}\varsigma$ immer den äolischen Vokal $\bar{a}$ bewahrt hat, nur in einigen abgeleiteten Namen das η zeigt. Der Unterschied blieb damals unerklärt: jetzt ordnet er sich aufs leichteste in einen natürlichen Zusammenhang ein. Die Blütezeit der epischen Poesie, und das war die in welcher sie von den Äolern geschaffen wurde, kannte keine Tempel; sie gehören der späteren Periode an, in der ionische Dichter die Kunst weiter pflegten und die auf uns gekommenen großen Epen gestaltet haben: diese mußten wohl den neuen Begriff, den sie einführten, in der Form benennen, die ihrer eigenen Sprache gemäß war. Hier das Wirken eines Zufalls zu sehen (van Leeuwen 187 sq. = CH 225) kann nur dem gelingen, dem auch das Zusammenstehen von Formen wie $\alpha\mu\mu\iota$ und $\eta\mu\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ (z. B. η 203) nicht den Trieb erweckt eine Erklärung zu suchen. Ich denke, die Resultate, die auf verschiedenen Wegen der Forschung gewonnen worden sind, könnten gar nicht besser übereinstimmen und sich gegenseitig stützen, als es hier der Fall ist.

IX. Weniger klar liegt, auf den ersten Blick wenigstens, ein letztes Beispiel des Eindringens späterer Anschauungen. Bei dem Athena-Tempel auf der Burg von Ilios wurde schon erwähnt, daß dies der einzige sei, für den ein Kultbild der Gottheit vorausgesetzt wird. Denn die Priesterin Theano legt ein Gewand, das als Geschenk dargebracht wird, der Göttin auf den Schoß: $\eta\delta'\alpha\pi\acute{\epsilon}\pi\lambda\omicron\nu\epsilon\lambda\omicron\upsilon\sigma\alpha\theta\epsilon\alpha\nu\acute{\omega}\kappa\alpha\lambda\lambda\iota\pi\acute{\alpha}\rho\eta\omicron\varsigma\theta\eta\kappa\epsilon\nu\text{'}\text{Αθηναίης ἐπὶ γούνασιν ἡυκόμοιο}$ (Z 302f.; vgl. 92). Daß dergleichen sonst bei Homer nicht vorkommt, zeigt aufs neue, wie im Vorstellungskreise des Epos die kretisch-mykenische Kultur fortlebt; denn auch diese ist, wie ohne Tempel, so ohne Kultbilder⁴⁹). Wo in Werken der Kleinkunst Opferszenen abgebildet sind, war die Meinung wohl die, daß man sich die Gottheit selbst vorstellen sollte, der Menschen huldigend

49) Vgl. Karo, »Alt-kretische Kultstätten« (Arch. für Religionswiss. VII, 1904); dort S. 142: »So bezeugt uns jeder neue Fund den bildlosen Kult der alten Achäer, d. h. den »Mangel an Kultbildern, wenn auch menschengestaltige Götterbildchen mehrfach vorkommen«. Und Fimmen (Die kret.-myken. Kultur [1921] S. 66) konstatiert: »Große, kultischen Zwecken geweihte Gebäude hat man bisher nicht nachweisen können; Bergkuppen und freie Plätze genügten vielmehr dem Kult«.

sich nahen. Und das vereinzelte Auftauchen der späteren Sitte in Z paßt zu dem ganzen Charakter dieses Gesanges; nur daß wir uns hüten — das muß immer wieder gesagt werden —, dabei von »Interpolation« oder »Einschub« zu sprechen! Reichel, der sich von dem Gedanken nicht losgemacht hatte, den »echten« Bestand der Ilias auf eine einheitliche Kulturstufe zu bringen (vgl. oben S. 318f.), wollte schlechthin »für die epische Zeit keine Kultbilder zugeben« und meinte dieses eine durch andere Deutung des Textes eliminieren zu können. Es sei doch möglich den Wortlaut so zu verstehen, daß der Dichter gar nicht an ein Bild gedacht habe; vielmehr hätten wir hier einen Rest uralten Gottesdienstes, die Priesterin hätte das Gewand »mittelbar in den Schoß der unsichtbar gegenwärtigen Göttin« gelegt. Ob freilich die Stelle so alt sei, als sie sein müßte um diesen Sinn haben zu können, darüber war Reichel selber zweifelhaft⁵⁰). So schien es mir doch das Richtige, bei der natürlichen Auffassung des $\epsilon\nu\ \rho\acute{o}\upsilon\nu\alpha\sigma\iota$ zu bleiben⁵¹).

Aber nun sind zwei kretische Siegelsteine gefunden worden, auf denen das Rockopfer, ganz wie Reichel es annahm, d. h. ohne Sitzbild der Göttin, dargestellt zu sein scheint. Auf dem einen schreitet eine schlanke weibliche Gestalt, auf dem rechten Arm eine Falbelrobe tragend, mit der Linken, über die Schulter gelegt, das Doppelbeil; auf dem anderen sind dieselben Gegenstände an zwei Frauen verteilt⁵²). Karo erkennt hier Priesterinnen und sieht in Rock und Labrys göttliche Symbole. Arnold von Salis, dem ich den Hinweis auf diese eigenartigen Stücke verdanke, ist geneigt sie auf ein Peplos-Opfer, wie Hekabe es niederlegen läßt, zu beziehen. Solch überraschender Illustration zu der Stelle des Z uns zu freuen kann uns der Umstand nicht hindern, daß deren Dichter sich durch den $\nu\eta\acute{o}\varsigma$ wie durch die Person der Göttin⁵³) als Ionier verrät, und Ionier bleiben muß. Auch die Hoplopöie wird niemand des-

50) Reichel, Hom. Waff.² 153, wo er die erste Darlegung seiner Ansicht (Vorhellenische Götterkulte [1897] S. 54f.) gegen den Widerspruch verteidigt, den sie von Otto Kern (Strena Helbigiana [1900] S. 155f.) erfahren hatte. 51) Gdfr.² 259. In dieser Auffassung vermag mich auch Drerup nicht irre zu machen (BphW. 1919 Nr. 51/52), der ihr gegenüber drei Möglichkeiten zur Wahl stellt: 1) $\epsilon\nu\ \rho\acute{o}\upsilon\nu\alpha\sigma\iota$ formelhaft, unkörperlich zu nehmen; 2) bei dem Bild an eine Statuette oder Puppe zu denken (dergleichen wir ja aus kretischer Kunst besitzen); 3) anzunehmen, »daß der Dichter von Z rein aus seinem »künstlerischen Vermögen heraus ein lebensgroßes Götterbild sich vorgestellt hat, auch »wenn er ein solches noch nicht mit Augen gesehen hatte. Mochte er doch aus dem Munde »von Seefahrern von der Existenz solcher Bilder in fremden Ländern schon gehört haben.« Auf jede dieser drei Arten könnten die Schlüsse, die Bethe zieht, ausgeschlossen werden. Vgl. Anm. 47. 52) Von Karo in dem vorher zitierten Aufsatz Fig. 31. 32 nach den englischen Originalpublikationen (von Evans und von Hogarth) wiederholt. 53) Vgl. Wilamowitz, Die Athena von Ilion (1. Beilage in III.); für die Chronologie des Tempels in Z und des wirklichen auf dem Burgberge besonders S. 394 f.

halb für ein altertümliches Gedicht halten, weil ihr Verfasser Bildwerke im Sinne gehabt zu haben scheint, die entweder mykenisch-kretischen oder phönizischen Ursprunges waren (S. 307). Dieselbe Mischung von Altem und Jungem fanden wir in der goldenen Fibel des Odysseus, die mit einer Gruppe von Hund und Hirschkalb verziert war (ebd.). Die Beispiele stützen sich gegenseitig, ergeben dann aber zusammen die Frage: wie sollen wir uns den Zusammenhang vorstellen? Auf welche Weise kann ältere Anschauung fortgewirkt haben, um noch bei späten Dichtern die Erfindung zu beeinflussen? Auf den Fall des Z angewandt heißt das: waren heilige Handlungen wie diese öfter besungen worden, so daß der Spätling das Wesentliche seiner Erzählung aus überlieferter epischer Kunst nehmen konnte? oder hatte er Bildwerke wie jene Siegelsteine vor Augen, die einen frommen Brauch der Vorzeit darstellten? oder hatte sich dieser Brauch selber bis in die Zeit des Dichters erhalten? Auf jede Weise konnte und beinahe mußte es geschehen, daß er den ursprünglich bildlosen Gottesdienst mit einem Kultbilde, wie es für seine Generation das Gegebene war, in Verbindung brachte. Wenn wir an den Peplos denken, der regelmäßig im Panathenäen-Zuge der Stadtgöttin dargebracht wurde, so werden wir nicht zweifelhaft sein, uns für die letzte der drei Möglichkeiten zu entscheiden. Damit fällt dann freilich Reichels Vermutung, daß ἐν τοῦνασι bei Homer unkörperlich zu verstehen sei, endgültig fort. Aber sie hat geholfen die poetische Erzählung mit historischem Blicke zu durchschauen, und zu erkennen, daß in diesem Punkt eine Durchdringung archaischer und moderner Züge nicht aus der Entwicklung des Epos sich ergeben hatte, sondern in der Wirklichkeit eines reifer und reicher werdenden Gottesdienstes erwachsen war. Das Verhältnis ist dem ähnlich, das wir auf anderem Gebiete bei den ἔθνα gehabt haben. —

Blicken wir zurück. Altertümliche Stücke mit rein mykenischer Kultur scharf abzugrenzen ist ebenso unmöglich wie die Herausschälung und Zusammenstellung der Bestandteile, die eine »äolische Ilias« gebildet haben könnten. War darum die Arbeit vergeblich, ist ihre Fortsetzung aussichtslos? Vielmehr sind wir gerade durch den Gang, den die Untersuchung auf beiden Gebieten, selbständig doch übereinstimmend, genommen hat, erst recht dazu gelangt, von dem nicht stückweise gemachten sondern in kontinuierlicher Entwicklung gewordenen Wachstum des Epos eine Anschauung zu haben. In der Mehrzahl der Fälle und im ganzen war ja dies das Resultat. Und ein greifbarer Gewinn ist doch auch für die Chronologie des Epos zu verzeichnen. Wie der äolische Laut des Digamma der Mundart, in der Ilias und Odyssee vollendet wurden, fremd, diese Mundart also schon die ionische war, so umgab da-

mals auch schon ionische Kultur die Sänger und ihr Publikum. Ohne $\mu\eta\iota\varsigma$ gab es keine Ilias, und das Gedicht davon ist ionisch nicht nur durch die Sprachform, sondern auch durch den Tempelbau, dessen es den Priester sich rühmen läßt⁵⁴).

Zu einer verwandten Ansicht bekannte sich Finsler auf Grund einer speziellen Studie über »das homerische Königtum« (NJb. 17 [1906] S. 313 ff.), in dem er nicht die mächtige alte Monarchie, von der die Bauten zeugen, sondern eine dem erblichen Archontat der historischen Zeit ähnliche Einrichtung zu erkennen glaubte. In der Hauptsache wohl richtig; im einzelnen würde sich bei erneuter Prüfung das Bild etwas weniger einheitlich gestalten, als es ihm erschien. Das gleiche gilt von einem Versuche, wie ihn Robert Holsten gemacht hat, »Griechische Sittlichkeit in mykenischer Zeit« auf Grund des Epos und der Denkmäler darzustellen (1908). Hier sind umgekehrt die jüngeren Elemente zu sehr zurückgedrängt, allzu ausschließlich diejenigen Züge verwertet, die von Homer aus in die Vergangenheit deuten und, da diese dem rückschauenden Auge in hellerem Lichte zu schimmern pflegt, in ihrer Zusammenfassung ein Bild friedlichen und reinen Daseins ergeben, wie es niemals und nirgends, auch auf griechischem Boden nicht, der Wirklichkeit angehört hat. Die Aufgabe, den Bestand des Epos nach Gesichtspunkten des staatlichen Lebens schichtweise abzustufen, schien Louis Erhardt erkannt zu haben; er hat sie dann aber, einer eignen Kompositionstheorie zuliebe, freiwillig wieder aus den Augen gesetzt (s. oben Anm. 11^c). Solche Analyse wird einmal in großem Zusammenhang unternommen werden müssen; und das wird mit Erfolg nur geschehen können, wenn sie in dem Geiste durchgeführt wird, in dem Wilamowitz die Heeresversammlung in B, den Patrouillengang in K betrachtet und nach ihren gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen charakterisiert hat.

Daß überall in den Verhältnissen geistigen Lebens die Ansetzung bestimmt sich abhebender Perioden noch schwieriger ist als da, wo Bauten, Geräte, Waffen der Vergleichung feste Anhaltspunkte bieten, liegt in der Natur der Sache. Trotzdem wollen wir es wagen das wichtigste dieser Gebiete in den Kreis unsrer Untersuchung hereinzuziehen.

54) Etwas genauer begründet ist dieser Gedanke im Zusammenhang einer Prüfung von Roberts »Studien zur Ilias«, aus der ich ihn gewonnen habe (NJb. 9 [1902] S. 98). Früher schon hatte Wilamowitz erkannt, daß das Dogma von der Ursprünglichkeit des A aufgegeben werden mußte (Göttinger Nachrichten 1895 S. 231).